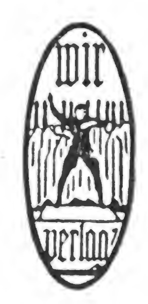
Im Siegeswagen des Dionysos

Walter von Hauff




VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Walter von Hauff / Im Siegeswagen des Dionysos

Im Siegeswagen des Dionysos

Ein Nietzsche-Roman

von

Walter von Hauff

1922

Im Wir Verlag * Berlin NW 87

Erste Auflage

Einbandholzschnitt von Konrad Elert

An diesem vollkommenen Tage, wo alles reift und nicht nur die Traube braun wird, sehe ich rückwärts, sehe ich hinaus. Ich sah nie so viele und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute, am 15. Oktober 1888, mein 44. Jahr. Ich durfte es begraben: ich habe mit Gott und mit Menschen gekämpft und bin obgelegen. Tot sind alle Götter, auf daß der Uebermensch lebe, und sein Name heißt Dionysos.

Horch! Da kommt auf Flügeln der Windsbraut sein Wagen, überschüttet mit Blumen, von Tigern und Panthern gezogen. Zarteste Liebe und wildeste Gier, das Jauchzen des höchsten Glücks und der Wehruf des rasendsten Schmerzes, und was an Freude und Angst dazwischen sich regt, sie alle sind Boten, die ausgehen wie Pfeile von Dionysos' Thron und nicht leer zurückkommen. Denn neben Dionysos sitzt das Leben selbst, gleich gewaltig im Zeugen wie im Morden; und hinter den beiden wogen die unermeßlichen Heere derer, die das Leben Mutter nennen.

Wie das Tosen der Wasser in der Urzeit der Schöpfung, so schwirrt und schreitet und kriecht es heran, und wieviel auch die Mutter auf dem Wege liegen läßt, so gilt doch der letzte verzückte Blick, der

letzte sehnende Laut eines Jeden der Unvergleichlichen, ob sie gleich niemals rückwärts sieht, immer nach vorwärts lauscht. Was schiert es die Herrliche, daß ihre Kinder einsam und verlassen dahinsterben! Sind die Toten doch zu nichts nütze, denn daß sie von den Nachfolgenden zu Staub zertreten werden. Hier blühen noch die Winden im flatternden Haar stolzer Gestalten, und frisch grünend rankt sich der Epheu um die Thyrsosstäbe, die sehnige Arme schwingen; liebend schlingt sich Hand in Hand und Wange schmiegt sich an Wange; dort fließt das Blut in Strömen, und bei zerfleischten, zuckenden Leibern erzählt kaum ein Blatt noch von Dionysos' Blumenwagen und dem schaffenden Leben.

Und sieh! Auf mich lenkt Dionysos den Wagen, rasender wird der Lauf der Panther und Tiger, die Räder fliegen in der Luft, und weit nach vorn gestreckt stürmen seine Diener hinter ihm her. Er springt heraus, mir die Zügel zuzuwerfen, daß ich das Leben als meine Braut mir nehme.

Doch das ist mein Stolz, daß ich mir nichts schenken lasse, das ich mir rauben kann. Jahrzehnte habe ich um das Leben gerungen; und jetzt, da die Hochzeit gekommen ist, daß ich die Braut in meine Arme reiße, da halte ich einen Augenblick ein. Ich selbst ziehe die Zügel an, denn ich habe gelernt, Zeit zu haben, auch wenn keine Zeit mehr ist.

Ich bin der Erste, der in Wahrheit frohe Botschaft verkündet, nachdem Jahrtausende lang alles von der Lüge erstickt war bis herab zur Hoffnung. Erst von mir an gibt es wieder Hoffnungen.

Ich bin der Erste, der zu allem Ja sagt, was da lebt und sich regt, der nicht bloß Ja sagt, der auch Ja tut und an das Ja alle Zukunft hängt.

Ich bin der Erste, der in alle Ewigkeit hinein *diese* Erde und *diesen* Leib wieder und immer

wieder haben will. Wer aber die Kraft „böse“ und die Schwäche „gut“ nennt und seine welken Hände nach andern „besseren“ Welten ausstreckt, der sehe nur zu, daß er schnell dahinfahre, und ich will ihm noch dazu helfen: Dionysos gegen den Gekreuzigten.

Wo ein Kreuz steht, da richte ich meinen Thyrsosstab auf, und durch die Dächer verfallener Kirchen soll der wolkenlose Himmel lachen bis auf den Grund, wo der rote Mohn blüht, und die Kinder frohe Spiele spielen. Wo je gebeugte Gestalten anbetend Hosiannah! sangen, da soll der Ruf: Heil Dionysos! den Himmel erschüttern, bis die Erde rein ist von allem, was sie vergiftet und das Leben hindert, von „Gott“ und „Seele“, von „Sünde“ und „Gnade“, von „Himmel“ und „Hölle“.

Noch eine kleine Zeit verharre ich in meiner höchsten Einsamkeit. Noch hört mich niemand, weil niemand mich hören darf. Und so genieße ich zum letzten Male meine Einsamkeit und erzähle mir selber, was in 44 Jahren war.



1. Wie ich wurde, der ich bin

Werde, der du bist! Laß deinen Stolz über Adlersfernen hinaufsteigen, laß deine Klugheit tiefer eindringen als Schlangenlist, und vor deiner Kraft werde der Löwe zum Schwächling!" so mahnt, so lebt das Leben; aber die Menschen verschließen ihr sehendes Auge und schielen ängstlich nach denen, die da sagen: „Verleugne dich selbst, werde wie der Galiläer und tue niemand etwas zu Leide!" „Werde, der du bist!" so dröhnt Dionysos' Schlachtruf, aber die Menschen verstopfen ihr Ohr und wollen lieber leiden als kämpfen, es sei denn mit sich selber, um sich selbst zu überwinden.

Tausend mal tausend Lügen erfanden die Menschen von einem „Jenseits" und „Göttern" und „Gesetzen" und „ewigem Lohn" und „ewiger Strafe" und sie darüber, bis Dionysos' Lockruf nicht mehr zu ihnen und unter ihre Füße wie finstere Mauern und schwere Dächer, wie schwarze Vorhänge und dichte Teppiche, bis sie die Erde nicht mehr sahen, noch den Himmel darüber, bis Dionyss Lockruf nicht mehr zu ihnen drang, noch eine Spur des schaffenden Lebens. Jeder Arm wurde lahm, jede Axt stumpf, die versuchten, von außen her die Gefangenen zu befreien aus der von

ihnen selbst gebauten Zwingburg, darum senkte sich Dionysos hinab in das tiefste Dunkel, um die untersten Gewölbe zu sprengen und so den Schmachtenden den Weg zum Licht zu eröffnen.

Wo das Holzkreuz des Nazareners am festesten steht, wo der matte Schein seines Sternes am hellsten strahlt, in stillen Pfarrhäusern, da ist die Heimat meiner Vorfahren. In dem weltabgeschiedenen Dorf Röcken bei Lützen steht mein Geburtshaus, lieblich umrahmt von grünem Laub und überragt von dem bemoosten Kirchturm. Vor dem Haus liegt der einfache Blumengarten mit seinen Sitzen und Lauben, daneben der Hof mit Stall und Scheune, dahinter der Obst- und Grasgarten und draußen vor dem Zaun die kleinen Teiche mit den Weidenbüschen. Wenige Stufen führten in das Innere des Hauses, in das Zimmer meines Vaters. Er war ein zartes, nur zum Vorübergehen bestimmtes Wesen, voll Freundlichkeit und Liebe, schon zu seinen Lebzeiten nur eine gütige Erinnerung an das Dasein. Gern weilte ich bei seinen Büchern, die ihm und seiner Gemeinde als Führer zu ihrem Heiland dienen sollten. Ueberall sonst wirkte die Mutter, bei meiner, ihres ersten Kindes Geburt selbst fast noch ein Kind, aber voll Lebenskraft und Tatendrang. Jeden Augenblick stieß sie an den ihr gezogenen engen Kreis an; aber kaum war sie nach der Mitte zurückgeworfen, da schritt sie schon wieder voll Eifer dem Rand zu, und das ewig neue, scherzhaft ernste Spiel begann von vorn.

Eintracht und unendlicher Friede herrschte im Pfarrhaus wie im Dorf, das die Bewohner nur selten verließen. Zwar war der Boden getränkt mit dem Blut, das in großen Schlachten vergossen worden war, aber im Jahr 1848 drang nichts in unsere Stille von Krieg und Kriegsgeschrei, als die Menschen sich

heiser schrieen an Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Ein Jahr später, als ich noch nicht fünf Jahre alt war, starb mein Vater an den Folgen eines Falles, bald darauf ein kleines Brüderchen, und dann zog meine Mutter als 24jährige Witwe mit mir und meiner etwas jüngeren Schwester nach Naumburg, wo wir mit einer Großmutter und zwei Schwestern meines Vaters zusammen hausten. Sie lehrten mich Gott als meinen Vater, mich selbst als sündigen Menschen und Jesus als meinen Erlöser ansehen, um des Willen mir Gott die wohl verdiente Hölle erlassen und mich statt dessen in seinen Himmel aufnehmen würde. Das glaubte ich und von klein auf dachte ich nicht anders, als das jäh abgebrochene Werk meines Vaters fortzusetzen und bereitete mich im Stillen auf das Amt eines Pfarres vor.

Seit meinem 9. Lebensjahr fühlte ich mich immer stürmischer zur Musik hingezogen, von der ich mich erheitern, erheben und erschüttern ließ. Mit Inbrunst dankte ich Gott, daß er sie mir zur Begleiterin geschenkt, ich komponierte und reimte; doch war mir alles, was ich schrieb, nicht gut genug. Immerhin dachte ich seit dieser Zeit manchmal daran, ein Tondichter zu werden. Ich rettete mir meine Musik vor dem einförmigen Gesetz der alles gleichmachenden Erziehungsanstalt, als mich meine Mutter in meinem 14. Lebensjahr nach Schulpforta brachte, um mich unter die überlegene Leitung eines männlichen Geistes zu stellen, die mir 10 Jahre gefehlt hatte. Durch den späten Eintritt in die Anstalt kam ich zwei Jahre zurück, so daß ich erst mit 20 Jahren die Schule verlassen konnte.

In Pforta machte ich die ersten knabenhaften Versuche, alles zu leugnen, was bisher geglaubt worden

war, fand aber, daß Niederreißen leichter scheint, als es ist. Wohl dachte ich mir aus, wie es wäre, wenn ich die ganze Weltvergangenheit umstürzte, dann aber kam ich mir vor wie ein Kind, das im Traum mit Welten gespielt hat, beim Morgenglühen aufwacht und sich lachend die furchtbaren Gesichte von der Stirn streicht. So kehrte ich wieder zum alten Kinderglauben zurück, denn ich brauchte die große Einheit, in der alles wie in einem ungeheuren Ozean zusammenströmt, vereinigt, verschmolzen, alleins. Aber leise ahnend regte es sich in mir, als ob mir flüsternd ein Dämon ein Geheimnis zugeraunt hätte, daß der Mensch Anfang, Mitte und Ende aller Religion ist, und daß er auf der Erde seinen Himmel bauen muß. Doch obgleich diese Erkenntnis nur eben langsam zu dämmern begann, blendete sie mein Auge wie ein Blitzstrahl und ich floh vor ihr wie vor einer giftigen Schlange, kaum daß ich sie aus meinem Busen gelockt hatte. Aber oft, wenn ich meine eigenen Gedanken und Gefühle belauschte und stumm auf mich achtete, wars mir, als ob ich das Summen und Brausen wilder Parteien hörte, als ob ein Rauschen durch die Luft ginge, wie wenn ein Adler zur Sonne fliegt.

Sei mir gegrüßt, du meine stürmische Jünglingsseele! Ueber 24 Jahre weg kommt heute mein Gruß zu dir, die mannigfach ist wie die Natur, aber größer als sie, weil sie ewig sich erneuert, ewig aufwärts strebt!

Einige meiner Lehrer in Pforta weckten in mir den Wunsch, ihnen ähnlich zu werden; und da es mir immer fraglicher wurde, ob ich Pfarrer werden könnte, so ließ ich mich im Herbst 1864 an der Universität Bonn als Student der Theologie und Philologie einschreiben. Alles war mir ungewohnt und fremd, und in meiner Hilflosigkeit wurde ich Burschenschaftler und trat bei den Franken ein.

Um diese Zeit streifte ich den Rest meines Kinderglaubens ab und suchte mir neue Wege mit dem unbestimmten, verschwommenen Ziel, die Wahrheit zu finden, die, wie ich glaubte gleichbedeutend mit dem „Guten“ sein müsse. Und „gut“ war für mich wie für alle Welt die christliche Moral. Zwar kam mir die neugefundene Wahrheit oft abschreckend und häßlich vor, aber ich wollte den Trost, den ich mir bisher aus dem Kinderglauben geholt hatte, nicht mehr haben, ich wollte nicht Ruhe, Frieden und Glück. Unsicher taumelte ich hin und her, oft gepeinigt von Gewissensbissen, noch öfter verzweifelt. In fortwährendem Kampf setzte ich strauchelnd den ungeübten Fuß auf schwankenden Boden. Klar war mir nur eins: Mit dem Kinderglauben war es vorbei! Daher ließ ich mich vom zweiten Semester an nur noch als Student der Philologie weiter führen.

In der Verbindung fand ich kein Genüge. Ich war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft, unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenötigt und ich verstand nicht Herr zu sein über das, was mich umgab. In der ersten Zeit war mein Bemühen gewesen, mich in die Formen zu finden und das zu werden, was man einen flotten Studenten nennt. Da mir dies aber immer mehr mißlang, da der Hauch von Poesie, der auf allem diesem Treiben zu ruhen scheint, für mich verflogen war und die rohe philiströse Gesinnung mitten aus jenem Uebermaß von Trinken, Lärmen und Schuldenmachen hervorsprang, da begann es leise in mir zu rumoren; immer lieber entzog ich mich jenen hohlen Vergnügungen, um stille Naturgenüsse oder einsame Kunststudien aufzusuchen, immer fremder fühlte ich mich in diesen Kreisen, denen zu entgehen doch nicht möglich war. Das alles

gab mir die Empfindung eines Flüchtlings, als mich am Schluß des zweiten Semesters ein Freund um Mitternacht an das Ufer des Rheins begleitete, wo wir auf das von Köln kommende Dampfschiff warteten. Da war nichts von wehmütigen Empfindungen in mir, einen so schönen Ort und ein so blühendes Land verlassen zu müssen, abzuscheiden von einer Schar jugendlicher Genossen, als ich in der feuchten, regnerischen Nacht am Bord des Dampfschiffes stand und die wenigen Lichter langsam verschwinden sah, die Bonn am Ufer bezeichneten. Da gedachte ich jener einzigen und unwiederbringlichen Zeit, wo ich zum ersten Mal vom Schulzwang frei, ohne die Fessel des nicht verbindenden Verbindungslebens, den Rhein mit dem freien stolzen Gefühl einer unerschöpflich reichen Zukunft sah. Um diese Poesie brachte ich mich durch jene selbsteigenen Qualen, die dem unmündigen Studenten so leicht als Quellen der Freude erscheinen.

Unter den Nachwirkungen solcher Stimmungen brachte ich die Ferien zu, einen Teil davon bei den Eltern eines Freundes in Berlin, wo ich das Spiel des Unzufriedenen spielte, so daß ich meinen Wirten sicherlich lästig fiel. Mit Behagen sah ich schwarz, denn die Lasten der Vergangenheit drückten schwer auf mich, weil ich für die Wissenschaft nichts, für das Leben wenig gewonnen hatte.

Ich hatte beschlossen, an der Universität Leipzig weiter zu studieren, weil mein Lehrer Ritschl einem Ruf dorthin gefolgt war, und sein Auftreten war das erste fröhliche Ereignis für mich in der fremden Stadt. In reichster Fülle war die akademische Bürgerschaft in der Aula versammelt, um die Antrittsvorlesung des berühmten Gelehrten zu hören. Heiter und aufgeräumt kam er auf seinen großen Filzschuhen, sonst aber in festlichem Anzug in den

Saal hereingerutscht und sah sich in der neuen Welt um, wo er bald bekannte Gesichter entdeckte. Indem er sich vor Beginn der Vorlesung unter seinen Zuhörern herumtrieb, rief er plötzlich: „Ei, da ist ja auch Herr Nietzsche!“ und winkte mir lebhaft mit der Hand. Bald hatte er einen ganzen Kreis von Bonner Schülern um sich gesammelt, mit denen er auf das gefälligste plauderte, während der Saal sich mehr und mehr füllte und die akademischen Würdenträger erschienen. Da er dies merkte, stieg er mit Heiterkeit und Unbefangenheit auf das Katheder und sprach seine lateinische Rede über den Wert und Nutzen der Philologie.

In den Kollegien interessierte mich nur die Form, darum besitze ich kein einziges vollständiges Kollegienheft, sondern nur traurige Bruchstücke. Ich beschränkte mich darauf zu achten, wie man lehrt. Als Ziel schwebte mir vor, ein wahrhaft praktischer Lehrer zu werden und vor allem die nötige Besonnenheit und Selbstüberlegung bei jungen Leuten zu wecken, die sie befähigt, das Warum? Was? und Wie? ihrer Wissenschaft im Auge zu behalten. Dabei hielt mich immer das Bewußtsein aufrecht, daß es mir einmal nicht an den Kenntnissen fehlen werde, die man bei einem Akademiker beansprucht und vertraute der Eigenheit meiner Natur, daß sie sich durch eigenen Trieb und nach eignem System das Wissenswürdige zusammenholen werde.

Mit meinen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen hing ich einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung. Ich brach die letzte der Stützen ab, die aus meiner Bonner Vergangenheit übrig geblieben war: ich zerriß das Band zwischen mir und meiner Verbindung. Von früh bis abends war mein Bestreben, mir ein eigenes anpassendes Leben zu zimmern, und

in der glücklichen Abgeschiedenheit meiner Wohnung gelang es mir, mich selbst zu sammeln.

In diesem Zustand fand ich bei einem Althändler Schopenhauers Hauptwerk: Die Welt als Wille und Vorstellung. Es war mir völlig fremd; ich blätterte darin und wußte sofort, daß ich es trotz seines Umfangs ganz lesen würde. Während ich mir sonst Bücherkäufe reiflich überlegte, erwarb ich dieses Buch ohne weiteres Besinnen, ging nach Hause und ließ Schopenhauers düstern Genius auf mich wirken. Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation schrie, hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüt in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Auge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Ins Uebermenschliche vergrößert erhob sich vor meiner Seele die Gestalt des Weisen. Hoch über der Welt stand er, hielt eine Wage und legte darauf das Leben. Unerbittlich türmte er Gewicht auf Gewicht; aber seine Augen blieben klar, als die Wagschalen stiegen und sanken, und seine Stimme klang weder hart noch gebrochen, als er das Urteil verkündete: „Gewogen! Gewogen! Und zu leicht befunden!“ Dann wandte er sich ab von Welt und Leben, schritt weiter zu der Stelle, wo die Ströme des Erkennens und des Seins sich vereinigen, füllte eine Schale und trank. Und er ging über die vereinigten Gewässer hinüber, hinein in das Reich des Friedens, wo es kein Wollen und kein Begehren mehr gibt. Dort blieb er stehen und wurde zu Stein voll edler Größe in Haltung und Gebärde.

Da verlor mir die Erde ihre Schwere. Etwas Unaussprechliches, von dem Glück und Wahrheit nur götzenhafte Nachtbilder sind, nahte sich mir, die Ereignisse und Mächte der Erde wurden traumhaft, wie

an Sommerabenden breitete sich Verklärung um mich aus. Mir war, als ob ich gerade zu wachen anfinge und als ob nur die Wolken eines verschwebenden Traumes um mich her spielten. Aber droben über mir stand endlos der nächtliche Himmel mit seinen Sternen. Und über dem allem lag die Seele des Weisen ausgebreitet als glühendes, rotgefärbtes, die Welt überströmendes Licht.

So stand auch ich auf der Brücke zwischen hier und dort, ich verstand das Wort Ich nicht mehr, ich war erlöst von mir selbst. Vor mir lag ein heller, tiefer See, der nur selten leichte Wellen schlägt und über dem die Sonne liegt. Eine süße Wehmut ergriff mich und die irdischen Hüllen fielen von mir ab.

Gewaltsam packte mich das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, ja Selbstzernagung. Alle meine Eigenschaften und Bestrebungen zog ich vor den Richterstuhl einer düstern Selbstverachtung. Unruhig, schwermütig und verzweifelt schaute ich auf zur Heiligung und Umgestaltung des ganzen Menschenkerns. Ich war bitter, ungerecht und zügellos in dem gegen mich selbst gerichteten Haß, der mich bis zu leiblichen Selbstpeinigungen trieb. Wer weiß, bis zu welchem Grade von Torheit ich vorgeschritten wäre, wenn nicht die Lockungen des Lebens und der Eitelkeit und der Zwang der regelmäßigen Studien dagegen gewirkt hätten!

In dieser Zeit lud mich Ritschl mit einigen andern ehemaligen Bonner Studenten zu sich ein und regte uns zur Gründung eines philologischen Vereins an. Mein erster Vortrag in dem neuen Verein wurde so gerühmt, daß ich erstaunlich erquickt, tief in der Nacht nach Hause kam. Um aber die genossene Eitelkeit möglichst zu vertuschen, schrieb ich sofort bittere Worte in mein Buch der Selbstbetrachtung. Immerhin ermutigte mich mein Erfolg, den

Vortrag Ritschl zu bringen, der ihn annahm und mich nach einigen Tagen kommen ließ. Er sagte mir, er hätte noch nie von einem Studenten des dritten Semesters etwas Aehnliches gesehen und forderte mich auf, den Vortrag zu einem kleinen Buche umzuarbeiten, wobei er mir behilflich sein wollte.

Jetzt ging mein Selbstgefühl mit mir in die Lüfte; ich erzählte den neidlos staunenden Freunden, was ich erlebt hatte und lief einige Zeit wie im Taumel umher. Ich wußte, daß ich ein berühmter Philologe werden konnte, und das war zunächst auch mein Ziel. Ich ging sehr häufig zu Ritschl, der als einseitiger Vertreter seines Faches seine Schüler möglichst schnell für seine Wissenschaft nutzbar machen wollte und sie deshalb geflissentlich von der Philosophie zurückzuhalten suchte. Ich saß eifrig vor Handschriften, hielt Vorträge im Philologischen Verein und arbeitete an einer Preisarbeit, die äußerst günstig beurteilt und mit dem Preis ausgezeichnet wurde.

Wenn ich aber dazwischen wieder Musik hörte und zu Schopenhauer griff, war es mir, als trete ich in den Hochwald, heraus aus der dumpfen Höhle, wo engbrüstige Gelehrte verlegen und gespreizt ihre steifen Gliedmaßen regen, denn Ritschl war der einzige, den ich wirklich achtete.

Schopenhauer erschien mir dagegen wie der Dürer'sche Ritter, der nach dem alten Kriegsspruch handelt:

„Laß kommen die Höll', mit mir zu streiten,
Ich will durch Tod und Teufel reiten!"

Eisern die Rüstung, eisern der Blick. Der Teufel streckt die Hand nach ihm aus, der Tod hält ihm die Sanduhr vor, sein Pferd stößt mit dem Fuß an einen grinsenden Totenschädel, giftiges Gewürm umgibt ihn. Aber seine Kraft steigt wie eine Flamme

bei Windstille aufwärts, gerade und leicht, unbeirrt, ohne Zittern und Unruhe. Wie durch ein Gesetz der Schwere gezwungen findet er seinen Weg, und doch bewegt er sich leicht und behend, das Ziel fest im Auge. Den Geisterspuk aber, der ihn umgibt, würdigt er keines Blicks.

Ich begleitete den Weisen auf seiner Fahrt zum Grund aller Dinge, auf der er sich Wunden über Wunden holt. Kein Leiden will er sich ersparen, um desto schneller zur Vollkommenheit zu gelangen. Und ob sein Schweiß ist wie Blutstropfen, bittet er doch nicht, daß der Kelch von ihm genommen werde. Er braucht keinen Engel, der ihn stärkt, vielmehr geht von ihm eine zauberhafte Kraft aus.

Einer schillernden Schlange gleich liegt die Hoffnung am Weg des kühnen Ritters. Immer noch schleppt der Drache die Menschen in seine Höhle, wo sie in vergeblichem Harren nach „Erlösung“, nach einer „bessern Welt“ elend dahinsiechen. Schopenhauer trifft das Ungetüm ins Herz, denn ohne Hoffnung und ohne Furcht sucht er allein die Wahrheit. Vergeblich müht sich der „Glaube“, ihn mit seinem Unkenruf von der geraden Straße wegzulocken, umsonst läßt er seine tausend Irrlichter tanzen, um den Weisen in den Sumpf der Lüge zu führen. Mit ruhiger Hand zieht dieser den Schleier von dem Medusenhaupt der Wahrheit, sieht ihr fest ins Auge und erstarrt.

Schaudernd sehe ich wie der Weise sein Ich opfert, und doch erfüllt mich der Anblick mit dem Triumphgefühl des Siegers. Kein Engel vom Himmel hält seine Hand zurück, als er sie ausstreckt um sein Ich zu töten, das den Menschen so lieb ist. Auch der Galiläer hat das Ich geschmäht und die Selbstsucht die Wurzel alles Uebels genannt, doch als er sich von dem geliebten Ich trennen soll, da ruft er

verzweifelnd nach seinem Gott, in dessen Himmel er sein Ich in unsterblicher Gestalt wiederzufinden glaubt.

Wie von Freundeshand ließ ich mich von Schopenhauer führen. Hätte er noch gelebt, ich wäre zu ihm geeilt; denn in ihm glaubte ich den Vater gefunden zu haben, nach dem mein Herz sich sehnte. Aber wenn sein Geist auch nur aus dem Buch zu mir redete, glaubte ich doch, der Urgrund alles Daseins läge offen vor meinen Augen, und ich hatte nur den einen Wunsch, immer dieser Offenbarung teilhaftig zu bleiben, für die ich gern alle „Offenbarungen“ der „Propheten“ dahingab. Ich glaubte am Ziel zu sein, weil ich verlernt hatte, Ziele zu haben. Das Leben dünkte mir nichts zu sein, als ein bleicher Nebel, den ich betrachten wollte wie ein kalter Engel, der die ganze Lumperei durchschaut: ohne böse zu sein, aber auch ohne Gemüt.

So erfüllt war ich von meinem ersten großen Erzieher Schopenhauer, daß ich allen Menschen hätte zurufen mögen: „Kommt alle herbei, die ihr gleich mir leidet! Opfert euer Ich! Sucht keinen Himmel auf Erden und kein Paradies im Himmel! Laßt die enge Form zerspringen und schreitet hinein in das All, wo die ewigen Ideen ihren Reigen führen! Was hülfe es uns, wenn wir wiedergeboren würden? Nicht wiedergeboren, sondern weitergeboren, hinübergeboren! Hinüber zu der anderen Küste, nach der unsere Sehnsucht eilt! Und lieber noch laßt uns in eine rauchende Hölle fahren, als in einen gemalten Himmel! Wir brauchen keinen Gott, der Mensch wird, sondern Menschen, die verklärt werden zu Heiligen, in denen alles, was Odem hat, eins wird. Seht! Milde Müdigkeit und überirdische Schönheit ruht auf ihnen.“

Im ganzen waren aber Schopenhauer, Schumann'sche Musik und einsame Spaziergänge recht seltene Erholungen für mich, denn von Ritschl getrieben widmete ich mich in erster Linie der Philologie, ob mir gleich die 100 Bücher, die vor mir auf dem Tisch lagen, vorkamen wie 100 Zangen, die den Nerv des sebständigen Denkens ausglühten. Konnte man wirklich nur ein Gelehrter oder ein Bauerntölpel werden? Gab es nicht etwas dazwischen, darüber, jenseits davon? Hatte nicht das Christentum mit seiner Moral die menschliche Natur zerrissen?

Einen Augenblick nur, aber im grellsten Licht sah ich in meinem 22. Lebensjahr, als ich genau halb so alt war wie heute, den furchtbaren Schaden, den die christliche Moral angerichtet hat und sie selbst in ihrer unbeschreiblichen Häßlichkeit. Ein schweres Gewitter stand am Himmel und ich eilte auf einen Hügel, um es dort zu genießen. Ich fand eine Hütte und darin einen Mann, der mit Hilfe eines Jungen zwei Zicklein schlachtete. Das Gewitter entlud sich mit Sturm und Hagel, ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung und erkannte, wie wir erst dann die Natur recht verstehen, wenn wir zu ihr aus unsern Sorgen und Bedrängnissen heraus flüchten müssen. Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige: „Du sollst!", „Du sollst nicht!" Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel, freie Mächte, ohne Moral! Wie glücklich, wie stark sind sie!

Doch ich konnte mich in der Höhe, in die ich gestiegen war, nicht halten, denn ich war noch nicht, der ich bin, ich mußte es erst werden und dazu mußte ich erst noch Philologe sein. Ich mußte zunächst froh sein, wenn ich dann und wann Stunden ruhiger Betrachtung hatte, in denen ich in einem Gemisch von

Freude und Trauer über dem Leben zu stehen wähnte, ähnlich jenen schönen Sommertagen, die sich breit und behaglich über die Hügel hinlagern.

Am Schluß meines 6. Semesters wurde ich durch die Nachricht überrascht, daß durch eine neue Verordnung das Mindestmaß der Sehkraft für die Tauglichkeit zum Militär herabgesetzt sei, so daß ich dienen mußte, was bisher wegen meiner Kurzsichtigkeit ausgeschlossen schien. Da die Garderegimenter in Berlin überfüllt waren, trat ich sofort bei dem Naumburger Feldartillerie-Regiment ein und stand nun morgens bei Laternenlicht im Stall, um mein Pferd zu striegeln und übte in der Reitbahn und am Geschütz; aber wenn ich mit Schweiß und Schmutz bedeckt nach Hause kam, war mir mein Schopenhauer lieber denn je. Ich fühlte den Gegensatz zwischen dem militärischen Leben und der wissenschaftlichen Müßiggängerei und hätte gewünscht, man könnte die Philologen zusammenholen und sie zur Dienstleistung in ihrer Wissenschaft so drillen, wie das beim Militär Mode ist. Ich war überzeugt, nach 10 Jahren wäre keine Philologie mehr nötig, weil alle Hauptarbeit getan wäre, sie wäre aber auch nicht mehr möglich, weil kein Mensch freiwillig unter diese Fahne treten würde, bei der das „Einjährig-Freiwillige“ ganz wegfällt.

Ich betrieb den Dienst mit allem Eifer und gutem Erfolg, doch hatte das Wort Reserve für mich schon einen süßen Klang, als meine Militärzeit nach fünfmonatlichem Dienst ein Ende nahm, weil ich mich bei einem Sprung aufs Pferd so schwer am Brustbein verletzte, daß eine innerliche Eiterung mir fast das Leben kostete. Als Gefreiter nahm ich „zeitlich untauglich“ Abschied vom Militär, und die Krankheit verschaffte mir ein halbes Jahr unfreiwilliger Muße. In dieser Zeit schmiedete ich den Plan, zunächst

wieder nach Leipzig zu gehen, ohne mich als Student einschreiben zu lassen, um den Doktor zu machen; dann wollte ich zusammen mit dem in Leipzig gewonnenen Freund Erwin Rohde ein Jahr in Paris zubringen, um mich darauf als Privatdozent zu habilitieren, wozu mir ein kleines von einer Tante ererbtes Vermögen die Grundlage bot.

So zog ich denn im Herbst, genau 24 Jahre alt, wiederum nach Leipzig, registrierte und etikettierte, kombinierte und konjizierte; denn wenn es mir auch im ersten Feuer der Rekrutenzeit wichtiger vorgekommen war, unter 30 Anfängern der beste Reiter zu sein, so war ich mir doch bald als rechtes Unglückstier erschienen, das mit seinen literarischen Neigungen an der Kanone stehen mußte, während es über Demokrit nachdachte. Mit Begierde sog ich wieder die scharfe wissenschaftliche Luft ein, die mir entgegenwehte. War es doch, als hörte man das Pfeifen von Degenklingen, die rücksichtslos jeden trafen, der ihren Weg kreuzte. War der Hieb aber falsch geführt, so schnitt er unerbittlich dem ins Fleisch, von dem er kam.

Eines Hauptes länger als alle die andern schien mir Ritschl weit ausschreitend mit kräftiger Faust seinen Pflug zu führen und voll Dankbarkeit sah ich zu ihm auf, daß er mich aus einem Wandelstern zu einem Fixstern gemacht und ein sicheres Ziel vor mir aufgestellt hatte, dem ich mich mit langsam abgemessenen Schritten näherte, immer in Anlehnung an die von ihm gezogenen Furchen. Wie fühlte ich mich geborgen in seiner Nähe, wie ruhig schlief ich, wie sicher wußte ich, was der neue Tag von mir verlangte! Ich war wie ein frisch gebundenes Buch, in dem sich eine Menge in alle Winde zerstreute Blättchen zusammengefunden haben.

Kaum drei Monate war ich in Leipzig gewesen, da eröffnete mir Ritschl, daß er gefragt worden sei, ob ich wohl imstand wäre, eine außerordentliche Professur der klassischen Philologie an der Universität Basel zu übernehmen, und daß er mich warm empfohlen habe. Bald nachher kam die Ernennung, und die Leipziger Fakultät machte mich ohne Prüfung zum Doktor.

Einige Tage genoß ich mein unerhörtes „Glück“. Dann aber fühlte ich den großen Streich, der auf mein Haupt gefallen war. Ich hatte sehnlichst begehrt, in Gemeinschaft mit meinem Freund Rohde noch einmal den tiefen Ernst und den zauberhaften Reiz eines Wanderlebens auszukosten, Zuschauer und nicht Mitspieler zu sein, bevor ich an die Berufskette gelegt würde.

Eben noch hatte ich den Gedanken erwogen, die ganze Philologie an den Nagel zu hängen und Chemie zu studieren, da war ich über Nacht einer der zunftmäßigen Vertreter eben dieser Philologie geworden. In welche Gesellschaft war ich geraten!

Wie Maulwürfe wimmelten sie durcheinander mit vollen Backentaschen und blinden Augen. Beständig auf der Jagd nach Würmern sahen sie keine Farbe und hörten keinen Ton; und das war nicht bloß so bei den Jungen, sondern auch bei den ausgewachsenen Alten. Nur der Wurm machte ihnen Freude. In einer warmen Ecke saß eine ganze Anzahl anderer beieinander, die glichen auf die Feder den Waldkäuzchen, die ihre großen Augen zwar weit aufmachen, auch wohl die Federn sträuben, aber im Grund genommen äußerst bequeme und harmlose Geschöpfe sind. Setzt sich einer zu ihnen, den sie für ihresgleichen halten, der sich aber nachher als etwas anderes entpuppt, dann suchen sie zwar zu kratzen und zu beißen und zu fauchen, aber auch das ist

harmlos. Wieder andere drehen Schrauben, meist alte, einige auch neue. Mit unendlicher Wichtigkeit betreiben sie ihr Handwerk, als ob es auf der Welt nichts Wichtigeres gebe als Schraubendrehen, als ob das nicht jeder lernte, wenn man ihm seinen Platz an der Maschine anweist. Sie aber ziehen ihre Augenbrauen so hoch und machen ein so bedeutungsvolles Gesicht, daß mancher Vorübergehende stehen bleibt und auch bedeutungsvoll hinsieht. Wieder ein Stückchen weiter sitzen Reihen vor langen Fäden und werden nicht müde, die Fäden durch ihre Finger gleiten zu lassen, um Knötchen zu finden, und wenn sie eins gefunden haben, dann freuen sie sich und laufen eilig damit weg in eine Ecke, um es aufzuknüpfen. Läßt es sich nicht aufknüpfen, dann wird es wohl auch heimlich mit der Schere zerschnitten. Am schlimmsten sind die daran, die überhaupt kein Knötchen finden. Aber auch sie wissen sich zu helfen: sie machen Knötchen, und knüpfen sie dann wieder auf. Und wenn an ihnen Feuer und Erdbeben vorübergeht, es stört sie nicht, wenn nur ihre Fäden nicht dadurch in Unordnung kommen. Unbarmherzig und kalt gehen sie an jedem vorüber, mag er auch in seinem Blut schwimmen und um Hilfe brüllen. Wieder andere blähen die Backen und knacken Nüsse. Sie wollen nur, daß es knackt. So sind sie angenehm beschäftigt, weder von Gedanken, noch von der Langeweile geplagt. So leben sie beschaulich und tun, als wären sie olympische Götter, sieht man aber näher zu, so sind sie Dorfteiche, die langsam mit Schimmel überwachsen.

Auch die Narren fehlen nicht mit ihren Luftsprüngen und Purzelbäumen; und weil sie die Dinge gern auf den Kopf stellen, nennen sie sich Weltweise. Ihnen sind die Naturwissenschaftler als Klapperer beigegeben, die sie mit ihren Klappern vor allzu

großem Schaden bewahren und ihnen zurufen: „Ihr Dösköpfe, seht hin, da ist ein Balken, dort ein Loch, und hier ein Stein! Denkt doch erst darüber nach, wo ihr geht, worauf ihr steht, ehe ihr euch in die Wolken erhebt!“ Und von Zeit zu Zeit nimmt ein Klapperer einen der Luftreisenden beim Schopf und zieht ihn zu sich herunter auf die Erde. Der macht ein zimperliches Gesicht, schüttelt Schwindel und Kopfschmerz ab und schickt sich zu einer neuen Luftreise an, die ihm aber höchstens Nasenbluten einträgt.

Alle, die Maulwürfe und Käuzchen, die Klapperer und Schraubendreher strecken sich Tag und Nacht nach einem einzigen Punkt, so daß sie aussehen wie Bäume, die nur *einen* Trieb haben dürfen. Und alle suchen das Suchen und gehen wie Jäger den Fuchsgängen des Gedankens nach. Sie tun so, als hätten sie ein furchtbares Ungetüm zu erlegen. Sie schleichen heran, umzingeln ihn, werfen ihn nieder und geben ihm mit der großen Geste des unsterblich gewordenen Helden den Gnadenstoß. Dann erscheint auf den Gesichtern das verklärte Lächeln des Siegers, sie erheben sich wie Leuchttürme, wischen sich den Schweiß von der Stirn und halten Umschau nach neuen Opfern, die sie sich zurechtmachen, um auf der bekannten Bahn gewohnheitsmäßig weiter zu laufen. Das machen sie mit einer Hast, als ob sie mit der Sklavenpeitsche vorwärts getrieben würden, und diese Not läßt sie die schrecklichsten Abstürze nicht sehen, an die sie jeder Tritt erinnern sollte, und läßt sie die Fragen nicht hören, die ihnen jeden Augenblick ins Ohr dröhnen: „Wozu? Wohin? Woher?“

Ach wie sie kalt sind, diese Gelehrten! Daß ein Blitz in ihre Speise schlüge und ihre Mäuler lernten Feuer fressen! Ach dieser Mangel an Liebe! Es muß die Weisheit wie die Sonne für jedermann

scheinen, und ein blasser Strahl selbst in die niedrigste Seele hinabtauchen können! Ein Totengräberhandwerk üben sie, ein Dasein führen sie zwischen Särgen und Sägespänen. Tot und mumienhaft lassen sie alles hinter sich.

Und ich sah, wie junge, blühende Gestalten herbeikamen, und wie die Alten ihnen mit welkem Mund gleich Vampyren das Blut aussaugten, um ihren abgezehrten Leiben und leeren Adern neue Kraft zuzuführen. Aber wehe dem, der sich ihren Krallen entwand, weil er seine eigene Welt vor sich sah, einen hübschen Ball, voll und rund! Dann stieß der Wächter ins Horn, und im Nu war der große Bann über den Unglücklichen verhängt. Sie schonen sein Leben, denn der Tod wäre ihm ein Labsal; als warnendes Beispiel soll er dienen: Sie stoßen ihn nicht in die äußerste Finsternis hinaus, sondern stellen ihn ins grellste Licht. In „edler Sprache“ weisen sie nach, daß der „Arme“ geistig umnachtet ist, und so helfen sich die „Gesunden“ durch schleichende, böswilligste Verdächtigung.

Oh wie sie hassen können diese anmaßlichen Zwerge und Pöpelleute, unter denen auch die besten höchstens kleine fleißige Kopf- und Handarbeiter sind; wie ihre vertrockneten Augen so kalt blicken, und wie jeder Vogel vor ihnen entfedert liegt! Und es jammerte mich der Aermsten, die auf Erlösung harren, verzaubert zu unterirdischer, sonnenloser Arbeit. Gespenster der Vergangenheit und Zukunft gehen in ihnen um, und wenn ein neuer Geist in den alten Gehäusen rumort, werden sie nur noch unsteter und ängstlicher.

Rings um die Wohnung der Gelehrten hüpften wie Sandflöhe ihre Züchtungen, die Bildungsphilister. Sie leben, indem sie zerstören, bewundern,

indem sie fressen, beten an, indem sie verdauen. Unaufhörlich rufen sie: Laßt das Suchen! Wir haben alles gefunden! Laßt das Fragen! Wir wissen alles! Schafft nichts Neues! Es ist alles schon da! Dabei greifen sie taumelnd vor Selbstbefriedigung an ihre Stirn. Kommt aber einer, der nicht mit ihnen singt und trinkt und jubiliert, der frische Keime hervortreiben will, dann legen sie sich darauf wie giftige Nebelschwaden; will er in die Höhe steigen, so haben sie Fußfesseln bereit, und wenn er ermattet ist, so ziehen sie ihn in ihren Morast oder lassen ihn in ihrer Sandwüste verschmachten. Die Stimme des Weltalls hören sie nicht, nur kleine und kleinste Sorgen wüten in ihnen wie Würmer im Leichnam; und diese hätten längst den letzten Bildungsphilister gefressen, wenn nicht immer neue Scharen aus dem Hause der Gelehrten herausströmten. Und alle mit einander, Gelehrte und Bildungsphilister winkten mir und riefen: „Komm zu uns! Bei uns findest du den Himmel des Galiläers auf Erden!" Doch ich sah nichts wie Leichenkammern und roch Moder und Fäulnis.

Wie fern war ich damals von dem, was ich heute bin! Aber ich sah das Land, das ich erobern wollte. Ich betrog mich nicht einen Augenblick über Weg, Gefahr und Erfolg. Daher die große Ruhe im Versprechen, das glückliche Hinausschauen in eine Zukunft, die nicht nur Verheißung bleiben soll. Ich mußte vieles und an vielen Orten gewesen sein, um Eins werden zu können, um zu Einem kommen zu können. Darum m u ß t e ich eine Zeit lang auch Gelehrter sein.

Als ich meine Antrittsrede in Basel hielt, sagte der berühmte Jakob Burckhardt, ich sei ebenso Künstler wie Gelehrter, und einige Ratsherrn rieben sich die Hände und sagten schmunzelnd zu einander:

„Da haben wir uns ja einen seltenen Vogel eingefangen.“ Es fragte sich nur, ob ihre Stricke stark genug waren, den Vogel festzuhalten.

Einen Turm von Büchern hatten die Gelehrten aufgeschichtet, dessen Spitze sich in nebelhaften Fernen verlor und laut gackernd wie die Hühner schleppten sie immer neue „Bausteine“ herbei. Daneben aber sah ich das Leben selber stehen, eine Fackel in der Hand, an Gestalt der Göttin Athene vergleichbar. Wartete sie auf ein Zeichen von **mir**, um den Turm in Brand zu stecken?

2. Der falsche Dionysos

Schopenhauers Ernst und Ritschls Gelehrsamkeit auf meine Zuhörer zu übertragen, das war meine Absicht, als ich nach Basel kam. Ich wollte mein Leben so gebrauchen, daß andere es segnen würden, wenn ich einmal glücklich davon erlöst wäre.

Blickte ich in die Welt mit Schopenhauers Augen, so sah ich überall Staub, Sand, Erstarren, Verschmachten. Ein endloser Wintertag schien mir auf den Menschen zu liegen, die ohne jede Frühlingshoffnung gefährlich und dürftig dahinleben. Vor sich und hinter sich das öde, grausame Antlitz der Natur, über sich schwebende Aasgeier, die nur warten, bis sich nichts mehr regt. Bleich schleicht der Sonnenglanz an den Menschen vorbei und sie gleichen der Frucht am Baum, die vor zu vielem Schatten nicht reif werden kann. Und was mich bis ins Mark erschütterte, das war der Ton der Freude, der aus diesem öden, verschlossenen Tal des Todes an mein Ohr drang, der Ton der gedankenlosen, lauten Freude: Ein alter Mann dreht einen Leierkasten, die Tänzer bewegen sich, bis der Rausch dem Stumpfsinn das Szepter reicht, und der Stumpfsinn dem Ekel seinen Thron einräumt. Aber schon senken

sich auch die Nebel des frühen Abends, der Ton verklingt, die Schritte knirschen und es ist Nacht.

Aber neben diesen müden, farblosen Wesen, in denen der „Wille“ schon die matten Flügel schlägt, um zur ewigen Ruhe davonzuflattern, sah ich wie in den Braukessel einer Hexenküche, aus dem es jeden Augenblick zucken und blitzen kann. Und, so häßlich diese Gewalten auch sein mochten, die wie ungeschlachte Kobolde kämpften, ich sah Stärke gegenüber der mitleidsvollen Schwäche, in die Schopenhauer mich einführen wollte, und eine unwiderstehliche Zauberkraft strömte von dieser Stärke auf mich aus.

Vor mir sah ich ein buntbewegtes Farbenspiel, ein Schimmern und Aufblitzen von zahllosen Steinen und Stückchen aus allen Zeiten und allen Völkern der Welt zusammengetragen. Da liegt Griechisches neben Chinesischem, Wohlgerüche duften neben der Hochburg des Ekels, dort sieht man auf demselben Brett ein Trauerspiel, auf das sich der Schmutz unverhüllt aus dem tiefsten Winkel seiner Höhle wälzt. Und mit gieriger Hand greifen die Menschen nach allem. Der übergießt sich mit dem ganzen Gewürz des Orients und Occidents, um interessant zu riechen, der andere zieht sich einen Ring durch die Nase und schreit unbändig danach, tätowiert zu werden. Alle zusammen aber stürzen an einen und denselben Tisch, wo sie sich beizende und prickelnde Speisen auftragen lassen. Durchschauert von üppigen Wallungen und Begehrungen suchen sie das Glück der Erde; aus Hand und Auge bricht die Gier nach Glück. Jeder durcheilt alle Winkel, ob er nicht die Falte entdecken möchte, in der sich *sein* Glück versteckt. Sie haschen nach Geld, um „Bildung“ zu erjagen, und nach „Bildung“, um Geld zu verdienen, in eng verschlungenem Zauberring herumgetrieben. Als ob ein Hexentranz in den Menschen

wirkte, der sie nicht ruhig atmen läßt, stürmen sie fort und brechen in ihrer Ueberhast alle Dinge grün vom Zweig. Von der nagendsten Qual gejagt reißt einer dem andern den kaum erbeuteten Bissen weg und hält ihn hilflos in der Faust, weil er ihn vor Uebersättigung nicht mehr verschlingen kann. So wird ihm die Befriedigung selbst zur Hölle.

Da wirft einer in rasender Wut den läppischen Kram von sich, den Klumpen Gold für den Verhungernden, den seidenen Fetzen für den Erfrierenden, das Schlangengift für den, der Liebe sucht. Er schlägt mit der Faust gegen die Mauer des Gefängnisses, das er sich selbst gebaut und ruft mit der Verzweiflungsqual des Versinkenden die „heilige“ Natur an, aber seinem Gebet um Licht, Sonne, Wald und Fels wird weder Stimme noch Antwort.

Ueber dem allen schwebt die Angst der Menschen vor dem Alleinsein. Denn sie fühlen, daß es geisterhaft um sie her zugeht, daß jeder Augenblick ihnen etwas sagen, jedem etwas ins Ohr raunen will, das nur ihn angeht. Aber keiner will die Botschaft hören, jeder Laut ist ihm ein tödlicher Pfeil, und so schafft er sich seine eigenen bösen Geister und bietet sie als Schutzwehr auf. Heulend kommen sie angefahren und hetzen ihren „Herrn.“ Kaum hat ihn der Zorn zur Raserei gebracht, da wirft ihn der Schrecken zusammengekauert in die Ecke, eben hat ihn die Lust erhitzt, da steht er schon wieder in atemloser Spannung und erwartet den nächsten Stoß. Um sich Ruhe zu schaffen bestellt er den „Künstler“, der die kläffende Meute zusammengekoppelter Leidenschaften und Scheußlichkeiten am Strick mit sich schleppt, um sie nach Verlangen loszulassen, wenn die Menschen ihren Angstschrei vor dem Alleinsein ausstoßen. Lieber verwundet und zerrissen, als mit sich selbst in der Stille beisammen wohnen. Mit sich selbst!

Dieser Gedanke schüttelt die Seelen; das ist ihre Angst und Gespensterfurcht. Volk steht gegen Volk, Mann gegen Mann, Weib gegen Weib. Aber da sein wollen sie, da sein um jeden Preis, ob der armselige Strick, an dem sie sich halten, ihren zitternden Händen auch beständig entgleitet.

Dicht unter dem unruhigen Flimmern regen sich schwarze, ungeheure Kräfte. Nur wenige Schachte verbinden sie mit der „oberen Welt", aber durch diese steigen ihre „Propheten", die ihnen Kunde bringen von dem Treiben der „Reichen" und ihnen die Früchte vom Baum der Erkenntnis anpreisen, die sie zum Baum des Lebens führen sollen. Kein Fluch ist ihnen schauerlich genug, und sie würden sich selbst und einer den andern mit Nägeln und Zähnen zerfleischen, wenn sie nicht die rauhen Hände nach dem glänzenden Spielzeug ausstreckten, das sie über ihren Köpfen schimmern sehen. Und wo eine Faust sich entballen will oder ein Gesicht friedliche Züge zeigt, da hetzt und schürt der „Prophet", bis der Haß das kleinste Hindernis verschlungen hat, das den Rasenden auf seiner blutigen Bahn hemmen könnte. Es tobt und gurgelt wie ein angeschwollener Strom, der durch eine dünne Eisdecke eben noch gezähmt wird. Aber im nächsten Augenblick türmt sich Scholle auf Scholle, die Ufer werden überflutet, und alles erstickt in den trüben schlammigen Wogen.

Und aus all' den unzähligen tosenden und gellenden Stimmen hörte ich deutlich einen gemeinsamen Hilferuf: „Komm! Vollende! Wir sehnen uns unermeßlich danach, ganz zu werden! Wer wird das Bild des Menschen wieder aufrichten, von dem er sich abgewandt hat zum Tier und Holz und Stein? Wer spricht den schöpferischen Spruch und fügt mit göttlicher Hand zusammen, was keine Gewalt mehr trennen soll? Sind wir doch keine Totengebeine auf

unfruchtbarem Feld, sondern Stücke lebendigen Marmors! Wer erlöst uns von der Herrschaft des Lebens, das mit spöttischem Lächeln und tänzelndem Schritt jauchzend seine eigenen Werke zerstört und uns höhnisch verläßt, wenn wir seiner Hilfe am meisten bedürfen?“

Da wölbte sich vor meinem suchenden Auge ein Regenbogen überschwänglichen Mitleids mit der menschlichen Not als Zeichen himmlischen Friedens über der Welt, und wie Engelsmusik klangen altvertraute Worte aus der Zeit, da die Menschen glaubten, daß das Wort Fleisch geworden war, sein Zelt unter ihnen aufschlug und sie seine Herrlichkeit sahen als eines Gottes Herrlichkeit: „Fürchtet euch nicht! Ich habe die Welt überwunden. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Ich bin der gute Hirte. Wer zu m i r kommt, den wird nicht hungern, und wer des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten. Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in der Finsternis. Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.“

Tausende speist der Galiläer in der Wüste, aus dürrem Lande sprudeln Quellen, unter seiner Hand wird Wasser zu Wein, denn dionysischer Zauber hat ihn berührt. Doch statt sich der ewigen Lebendigkeit zu vermählen, will er das Leben zur ewigen Ruhe bringen, gefesselt als Beute eines alten eifersüchtigen Gottes.

Darum verbergen sich seine Jünger vor der Welt, sie verstecken sich, diese scheuen, zirpenden, dahin-

huschenden Gestalten, bis der Sturm vorüber ist. Sie halten es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an ihnen soll offenbart werden, wenn ihr Herr mit der Posaune herniederkommt und sie ihm entgegengerückt werden, um allezeit bei ihm zu sein. Alle Schrecken des Daseins sind ihnen nur Liebesbeweise ihres Gottes, der sie aus der Vergänglichkeit loslösen will und sie der Unvergänglichkeit zuführen. Darum werfen sie sich voll Lust nieder in den Staub, entäußern sich selbst und nehmen Knechtsgestalt an, um dereinst als Herren über Welt und Leben zu thronen.

Ein ungeheurer Strom des Glaubens ergoß sich aus Galiläa über die Völker, aber bald blieb von dem guten Hirten nichts als das Kreuz, an das er genagelt war. Unter diesem Zeichen herrscht die goldstrotzende Priesterschar und der Ritter führt Lanze und Schwert. Auf ragenden Himmelsdomen steht es, und über der Schwelle von Kerkern, aus denen uns die Geißelschläge der Büßer entgegenschallen, die sich den eigenen Rücken zerfleischen. Vor rauchenden Scheiterhaufen wird es aufgestellt und kleine verkrochene Gemeinden sitzen vor dem Kreuz lange Abende bei einander und sprechen: „Lasset uns wieder werden wie die Kinder und lieber Gott sagen!“ Im Kämmerlein sitzen sie im Dunst von Betbrüdern, wo sie frommfroh die Harfe schlagen. Aus dem Glaubensstrom ist eine Eisfläche bei erwärmtem Wetter geworden; überall ist das Eis zerrissen, schmutzig, ohne Glanz, mit Wasserpfützen, gefährlich. Darüber steht das Kreuz, schief, dem Einsturz nahe.

Still, ohne Feindschaft und ohne Spott wende ich mich ab. Bei hoffnungslos Kranken muß man mildern, beruhigen; also ehrt man die Sterbenden.

Doch wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen. Schon höre ich die Schritte derer, die den Leichnam des Christenglaubens hinaustragen sollen zu dem Messer des Forschers und der Schaufel des Totengräbers.

Hoch über dem allen aber sah ich das Leben in seiner ersten Kraft, befreit aus dem Kerker, in dem die tückischen Zwerge, die sich nach dem Galiläer nennen, die schönste unter den Weibern gefangen hielten. In das Auge schaute ich ihr: Gold sah ich in ihrem Nachtauge blinken und das Herz stand mir still vor dieser Wollust. Lieblich zeigte sie die weißen Zähne, und halb versteckt unter den buschigen Locken lauschten die zierlichen Ohren. In der kleinen Hand hielt sie die Tanzklapper; sie regte sie nur zweimal, da schaukelte schon mein Fuß vor Tanzwut, meine Fersen bäumten sich, meine Zehen horchten, und ich sprang zu ihr hin. Sie aber floh zurück vor meinem Sprung, und wider mich züngelte ihr fliehendes, fliegendes Haar wie die gespaltene Zunge der zischenden Schlange. Entsetzt springe ich zurück, da steht sie schon, halb gewandt, das Auge voll Verlangen. Ich will nach ihrer Hand, nach einem Finger nur greifen, da tanzt sie mir wieder weg durch Höhlen und Dickichte, wo Eulen krächzen und Fledermäuse schwirren. Der Gemse gleich tanzt sie auf schmalstem Felsgrat, hinauf, hinüber, bis ich zu Boden stürze und sie anflehe: „Da sieh' mich liegen, du Uebermut, gern möchte ich mit dir lieblichere Pfade gehen! Der Liebe Pfade durch stille, bunte Büsche oder den See entlang, wo Goldfische schwimmen und tanzen." Spöttisch lachte das Leben und sah mich verächtlich von der Seite an, bis der verhaltene Zorn hell lodernd in mir aufstieg. Da heftete mir das Leben seinen Blick in mein Auge und ins Unergründliche schien ich mir da zu sinken.

Wo war der Siegfried, diese Brunhilde in seine Arme zu zwingen? Wo war der Ritter, der wie Schopenhauer die ganze Furchtbarkeit des Lebens sah, ohne zu erstarren? Wo war das Wesen, das ich mir immer wünschte statt der kalten Gelehrten, das Wesen von zürnender Hoheit, stolzestem Blick, kühnstem Wollen, ein Kämpfer, ein Dichter mit einem Schritt, als ob es gälte, über Schlangen und Ungetüme hinwegzuschreiten?

Ich suchte ihn draußen außer mir, und ohne daß ich etwas dazu tat, kam Richard Wagner zu mir, denn ich habe nie eine Wahl gehabt. Ihn hielt ich für den Gesuchten: Ich mußte eine Zeit lang auch Wagnerianer sein.

Als ich mich kurz vor meiner Berufung nach Basel in Leipzig zur Doktorprüfung vorbereitete, um mich dann als Privatdozent niederzulassen, hörte ich viel Musik und kritisierte auch Konzerte; aber ich brachte es nicht fertig, mich Wagners Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten. Jede Faser, jeder Nerv zuckte an mir, als ich die Einleitung zu Tristan und Isolde hörte; und nie zuvor hatte ich ein solch andauerndes Gefühl der Entrücktheit als bei der Ouvertüre zu den Meistersingern. Bald nachher fand ich eines Abends, als ich aus einem Vortrag in dem von mir gegründeten philologischen Verein nach Hause kam, einen Zettel eines Freundes mit der Aufforderung, am nächsten Tag zu ihm zu kommen, wenn ich — — Wagner kennen lernen wollte. Diese Neuigkeit verwirrte mir den Kopf, so daß ich in einen ziemlichen Wirbel geriet. Ich erfuhr, daß Wagner im strengsten Inkognito bei seiner Schwester in Leipzig war. Diese führte ihrem Bruder ihre Freundin, die Frau meines Lehrers Ritschl vor, um vor dem Bruder mit der Freundin

und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommieren. Wagner spielt in Gegenwart Frau Ritschls das Meisterlied und hört zu seiner Freude und Verwunderung, daß ihr dieses Lied schon durch mich bekannt ist. Er spricht den Wunsch aus, mich kennen zu lernen, ich mache sofort bei seiner Schwester Besuch und werde eingeladen.

Ich finde niemand als die engste Familie. Ich werde Wagner vorgestellt und sage ihm einige Worte der Verehrung. Er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der Münchner und macht sich über die Kapellmeister lustig. Er war ungemein feurig und lebhaft, voll sprühenden Witzes, so daß er die ganze Gesellschaft erheiterte. Vor und nach Tisch spielte er alle wichtigen Stellen der Meistersinger, wobei er alle Stimmen nachmachte und sehr ausgelassen war. Dazwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer. Wagner sprach mit unbeschreiblicher Wärme von Schopenhauer, den er als den einzigen Philosophen bezeichnete, der das Wesen der Musik erkannt habe und dem er viel verdanke. Dann fragte er, wie sich jetzt die Philosophie-Professoren zu ihm verhielten, lachte über ihre Kongresse und nannte sie philosophische Dienstmänner. Beim Abschied drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu treiben; auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Verwandten mit seiner Musik bekannt zu machen.

Im Mai des darauf folgenden Jahres, kurz nachdem ich meine Professur in Basel angetreten hatte, machte ich einen Pfingstausflug an den Vierwaldstätter See und überlegte mir in Luzern, ob ich es wohl wagen dürfte, Wagner auf Grund seiner Ein-

ladung in seinem Landhaus Tribschen aufzusuchen. Lange stand ich in der Nähe des Hauses und hörte einen immer wiederholten tief traurigen Akkord: Wagner arbeitete gerade an Siegfrieds Tod. Ich ließ mich melden, Wagner erinnerte sich meiner und lud mich ein.

Ich fand in Wagner alles, was ich gehofft hatte; mir war, als lebten in Tribschen, das mir ein Vaterhaus wurde, Schopenhauer und Goethe, Aeschylus und Pindar. Und wenn ich heute, da ich mir an meinem 45. Geburtstag mein Leben erzähle, auf meine Beziehungen zu Menschen zurückblicke, so gebe ich sie billig; aber um keinen Preis möchte ich die Tage von Tribschen weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle, der tiefen Augenblicke. Ich weiß nicht, was andere mit Wagner erlebt haben: über unsern Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen.

In Wagner glaubte ich die lange gesuchte titanische Urkraft zu entdecken, gepaart mit der mannigfaltigsten innigsten Kunst. Wie schwächlich standen ihm gegenüber die Gelehrten und Bildungsphilister mit ihren zitternden Beinen und entnervten Lenden, wie matt war ihr Blick vor dem Sonnenauge des Meisters! Was wußten sie, was konnten, was durften sie wissen von Tannhäuser, von Lohengrin, Welten, ihnen ewig verschlossen, mir aber die Heimat, von der aus mir mein sonstiges Treiben wie ein ferner Nebel erschien, aus dem ich erlöst war. Von Meisterhand aus reinstem Metall in die edelste Form gegossen, hinausgehoben über die Aetherferne olympischer Götter fand ich bei Wagner das, was mir Schopenhauer als den Urgrund alles Lebens gezeigt hatte. Hier umwehte mich ethische Luft, faustischer Duft, Kreuz, Tod und Gruft. Ich glaubte die

Stimme des Lebens selbst zu vernehmen, wenn Isoldens Gesang an mein Ohr schlug:

In des Wonnemeeres wogendem Schwall,
In der Duftwellen tönendem Schall,
In des Weltatems wehendem All —
Ertrinken — versinken — unbewußt — höchste Lust!

Vor Schopenhauers Blick hatte das Leben stand gehalten. Starr und starrer wurde es, bis es, ohne sich zu rühren, zu Stein geworden war, wie der Weise selbst. Vor Wagners Feuerauge flüchtete sich die schöne Zauberin in die sichtbare Welt und versteckte sich in tausend Gestalten, steigend und fallend und sich verwandelnd in schwindelndem Wechsel. Da zwang sie der Göttersohn weiter in das Reich der Töne. In liebendem Nahen, in schauderndem Verstehen, in verzückten Gebärden, in rasendem Tanze stürzt sie sich ihrem Freier in die Arme. Berauscht folgt das Wort dem Takt ihrer Glieder, und mit dem Worte gepaart ertönt die Melodie.

Ein Sturmwind packt alles Abgelebte, Morsche, Zerbrochene, Verkümmerte, hüllt es wirbelnd in eine rote Staubwolke und trägt es wie ein Geier in die Lüfte. Verwirrt suchen meine Blicke den Gelehrten mit dem Bildungsphilister, das Kreuz des Nazareners samt denen, die sich davor im Staube wälzen. Was ich sehe ist wie aus einer Versenkung ans goldne Licht gestiegen, so voll und grün, so üppig lebendig, so sehnsuchtsvoll unermeßlich.

Horch! Zart lockt der Vogel des Dionysos aus dichtverwachsenem Gebüsch, tief, mutig und seelenvoll. Da erwachen die Schläfer und Schläferinnen, sie springen vom Boden auf und lösen sich von den Stämmen der epheuumkränzten Bäume, an die sie gelehnt sind. Die Locken fallen auf die Schultern,

man knüpft die Bänder und Schleifen und legt die Felle um Brust und Schulter. Vertraut lecken die Schlangen die Wangen und ringeln sich um das bunte Vließ herum. Junge Frauen nehmen Rehe und kleine Wölfe auf den Arm und säugen sie. Man setzt sich Epheukränze aufs Haupt, zieht Eichenblätter und blühende Winden durchs Haar und nimmt den Thyrsusstab zur Hand. Man schlägt damit den Felsen, und es sprudelt Wasser hervor, man stößt ihn auf den Grund, und die Erde sendet einen Weinquell empor, und wo nur Fingerspitzen den Boden berühren, da fließt schneeweiße Milch.

Seht! da springts wie Flammen von Gipfel zu Gipfel, jauchzend braust es durch Täler und Schluchten: Heil Dionysos! Heil unserem Gott! Der Tag der Verklärung ist da! Machtlos gießen die Hexen ihren scheußlichen Trank in den Abgrund, mit dem sie bisher die Menschen in Affen und wilde Bestien verwandelten. Tiger und Panther legen sich uns schmeichelnd zu Füßen. Frei und ungebunden schwärmen wir Diener des Dionysos über die lichten Höhen. Wir haben die Welt lieb und alles, was in ihr ist: in uns ist die Liebe der Welt. Wir könnens nicht sagen, was uns entzückt, wir könnens nur singen, nur jubeln! Laß tosen die Wellen, laß branden, immer lauter, immer wilder! Nur herlicher tauchen die goldenen Bilder vor unseren Augen auf, nur süßer tönen die Laute an unser Ohr, nur freudiger entströmen unserem Mund die Lieder zu Ehren unseres Gottes.

Immer neue Scharen eilen herzu. Sie erkennen einander wie Liebende, die zur Hochzeit eilen; denn sie sind alle Eines Geschlechts. Von Gott beseelt sind sie verzaubert und verwandelt. Sie verlassen alles und eilen zu ihrem Gott. Was ist ihnen Vater und Mutter und Bruder und Schwester! Ob König, ob

Bettler, ihnen gilt alles gleich, denn vor Dionysos gibt es kein Ansehen der Person.

Noch ist mir der Gott verhüllt hinter dem dichten Gewölk, das giftigen Dämpfen gleich aus dem Lande der Bildung aufsteigt, aber bald werde ich ihn schauen von Angesicht zu Angesicht, und ich erkenne ihn, gleichwie ich von ihm erkannt worden bin. Schon verscheuchen die Akkorde des Meisters wie Blitze die Finsternis, zum Greifen nahe liegen die wundervollen Rätsel der Welt vor mir, und wie ein kleiner Hagel von Eis und Weisheit fallen mir die Lösungen in den Schoß. Jede Lüge vergeht, jede Schranke fällt, wir sind Brüder, wir sind Schwestern, wir finden uns wieder an dem Herzen der Natur!

Horch! Da ertönen die Klänge der himmlischen Musik des göttlichen Meisters süß wie das Flöten der Nachtigall aus Rosenbüschen. Der Vorhang, der uns Gott verhüllt, zerreißt von oben an bis unten aus, die Erde erbebt, die Felsen bersten. Im Sturme rauscht das Meer an Klippen unseres Gottes Preis. Ueberirdische Verklärung ruht über der Welt: Dionysos ist wieder erstanden. Dionysos, aus dessen Lächeln die olympischen Götter, aus dessen Tränen die irdischen Menschen geworden sind, er naht in seinem Blumenwagen. Sein Geist war in die Luft entschwunden, sein Leib in Wasser zerflossen und in die Erde gesenkt, aber das Feuer seiner Seele war nicht erloschen, der zerstückelte Gott ist wieder vereint durch die himmlischen Töne unseres Meisters, und er sammelt zu sich die zerstreute und zertrümmerte Welt.

Göttliches vereinigt er mit Menschlichem, darum entreißt er den Himmlischen ihren kostbarsten Besitz, den Feuerzauber der Musik, und schenkt ihn den Menschen. Frevel nennens die Götter und schmieden ihn an den Felsen, und sie senden ihm Geier um

Geier, ihn zu zerreißen, aber nur um so lauter jubeln wir unserem Helden und Erlöser zu, der die Gefangenen wiederbringt und uns den Weg zeigt zu den fernsten Höhen. Vor Dionysos werden alle „Götter" zu Nebelgestalten. Noch einen Augenbilck und die Dämmerung hat sie verschlungen!

Schalle, Posaune, halle, Trommel! Mit der Kraft des Herkules befreit ihr, als die Diener des Meisters, unsern Gott Dionysos von seinem Felsen und seinen Geiern; aus Baum und Fels, aus Meer und Fluß tauchen die lichten Geister auf, die vor den kalten Augen der Männer im Lande der Bildung und vor dem Kreuz des Nazareners zitternd geflohen waren. Der Meister zwingt sie in den Dienst der neuen Gottheit, sie tanzen wieder ihren unsterblichen Reigen, und wer die Kraft des Reigens kennt, der lebt in Gott Dionysos. Sonne und Morgenröte wallen mit im Tanze, doch unseres Liebereigens Leiter reicht hinauf über Sonn' und Morgenröte. Seele, willst ein Stern dich schwingen um dich selbst, wirf von dir des Lebens Nöte!

Bezwungen, bezwungen ist das Leben, die große Zauberin! Nun hat alle Welt Ruhe und jauchzet fröhlich. Gefallen, gefallen ist sie, und wird nicht wieder auferstehen. Darum lasset uns freuen und fröhlich sein! Unser Gott ist da!

Seht hin! Da kommt er in seinem Blumenwagen! Sanft gleitet er über das Dasein dahin. Jede scharfe Spitze bricht er ab, jede Falte glättet er, jeden Mißklang löst er auf in himmlische Harmonie. Alle Tale werden erhöht, alle Berge und Hügel geniedrigt, und was ungleich ist, wird eben, und was höckericht ist, wird schlicht. Das wilde Leben, die Tigerin, sie ist zum zarten Lamm geworden, das am Brunnen dem Flöten der Hirtinnen lauscht.

Mit brausendem Jubelruf empfangen wir den auferstandenen Dionysos, dem der Meister die Siegesfahne voranträgt. Wir fliehen nicht zitternd vor ihm und legen unsere Hände nicht in seine Wundenmale, um an ihn zu „glauben", denn er wird uns ähnlich. Er redet, handelt, irrt und sündigt gleich wie wir. Er stirbt nicht als das unschuldige Lamm, das sich dann als erhabener Weltenrichter neben den Allmächtigen setzt. Er liebt mit uns, wenn der Sonnenstrahl die Knospe wach küßt, wenn der Vogel mit süßem Lied sein Weibchen lockt, weil ihm allein die Nacht nicht schön, wenn des Bräutigams Linke unter dem Haupt der Braut ruht und seine Rechte sie umfängt und sie betend flüstert: „O! weckt nicht die Liebe, bis daß ihr's gefällt!" Dionysos leidet mit uns, er stirbt mit uns und er feiert mit uns seine Auferstehung, im Leiden wie in seiner Herrlichkeit die vergehende und doch ewig sich erneuernde, unsterbliche, göttliche Natur. Wir sehen unserem Gott nicht hinten nach, wir sehen ihn von Angesicht zu Angesicht. Wir sind eins mit ihm und haben alle Weisheit und alle Erkenntnis und wissen alle Geheimnisse. Eine neue Welt gebiert sich ohne Aufhören vor unserem Auge, und wer das Bild schaut, der wird leben, ob er gleich stürbe, und was er schaut, mit ewigem Leid wäre es zu gering bezahlt.

Ich aber gedachte, von Ferne zu stehen und die großen Gesichte zu besehen, die an meinem Auge vorüberzogen. Ich wollte damals Philologe sein und mich „daneben" an der Musik erfreuen. Denn ich wußte nicht, daß es der Zauber dieser Gesichte ist, daß, wer sie schaut, sie auch schaffen muß. Da geschah, was mich der Wunder größtes deuchte: Der Meister lief auf mich zu, und ich lief ihm entgegen. Mir war, als wären wir beide allein auf der Welt an der Wende der Zeiten, da himmlische Heerscharen

der Erde den Frieden verkünden. Ich war wie ein Träumender, mein Mund voll Lachens und meine Zunge voll Rühmens. Ich hatte einen Vater, ich hatte einen Freund.

In kühnem, schwindelndem Gang reißt er mich hinein in ein Tonmeer, dessen feinsten Wellenschlag ich mit empfinde. und in jedem Schlag finde ich staunend und jubelnd mich selbst wieder. Ich bin daheim, zurück aus fremdem wüstem Land; und der ganze Weg, den ich durchlaufen, ist ein wirrer Traum, aus dem ich erlöst bin. Ich steige mit dem Meister auf die höchsten Sprossen der Empfindung und sehe von dort aus wie in ungeheuren Luftspiegelungen mich und meinesgleichen im Ringen, Siegen und Untergehen. Bei jedem gewaltigen Schritte der Ringer und Sieger in seinen Werken höre ich den dumpfen Widerhall des Todes, in dessen Nähe ich den höchsten Reiz des Daseins verstehe. Ich glaubte, Schopenhauers zu bedürfen, um den tiefsten Schmerz zu fühlen, Wagners, um die höchste Lust tragen zu können.

Und der Meister nahm mich an der Hand und zeigte mir einen Strom, der, so schien es mir, im heiligen Hain des Dionysos mündete. „Es ist der Strom, der mich hierher getragen hat“, sagte er, „ich will dir zeigen, wie i ch geworden bin, was ich bin!“

Immer fester verschlangen sich unsere Hände in einander, immer tiefere Blicke tat ich in sein Herz. Dunkel und unruhig beginnt er, auf allen Wegen, Höhlen und Schluchten will er ans Licht, stürmisch sucht er Befriedigung, Macht, berauschenden Genuß, dann flieht er wieder mit Ekel zurück, als wollte er in unterirdischem Dunkel versiegen, um sich selbst zu zerfressen und auszuhöhlen, weil er doch nie zu heller Luft und Sonnenschein hindurchdringen kann. Da läßt sich ein liebevoller Geist auf ihn nieder und um-

hüllt ihn tröstlich mit seinen Flügeln. Mit Güte und Süßigkeit redet er ihm überschwenglich milde zu, denn Gewalttat und Selbstzerstörung sind ihm verhaßt, und er will niemand in Fesseln sehen. Dieser Geist zeigt ihm den Weg. Und er geht ihn wie ein Wanderer durch das Dunkel, mit schwerer Bürde und auf das Tiefste ermüdet und doch übernächtig erregt. Noch immer erscheint der Tod als verlockendes liebreizendes Gespenst. Da glänzt hoch über ihm ein Stern, der ihm heller und reiner leuchtet als alles; und er nennt ihn, wie er ihn erkennt: Treue, selbstlose Treue.

Jetzt drängt es den Meister, das zu vereinigen, was der Strom ihm schäumend und brausend zuruft, und was des Sternes zartes Licht in seiner Seele weckt: er steht auf der Grenze zweier Welten, wie Alexander, da er den Strand des Orients berührt. Wie eine schwere Wolke, die sich trennend und alles verdunkelnd zwischen die Zeiten gelegt hat, verschwindet das Kreuz des Galiläers, und Dionysos greift wieder zum epheubekränzten Thyrsosstab. Mit geflügeltem Fuß durchläuft er die ungeheuer ausgespannten Gefilde und bringt die entferntesten Punkte zusammen. Er vereinigt, was vereinzelt schwach und lässig war, er waltet über Künsten und Religionen und allen Völkerschichten.

Nun stellt er sich mit seiner großen schmerzlich einschneidenden Frage vor die Menschen hin: „Wo seid ihr, die ihr gleich leidet und bedürft wie ich? Ich will euch daran erkennen, daß ihr das gleiche Glück, den gleichen Trost mit mir gemein haben sollt: an eurer Freude soll sich mir euer Leiden offenbaren!“ Der Einsame dürstete nach der Vielheit. Doch niemand verstand ihn, niemand empfand seine Not, aber jedermann zwitscherte Antwort auf Tausend Fragen, die er gar nicht gestellt hatte.

Einen Augenblick war er wie betäubt, taumelte und geriet ins Schwanken. Die Zeit erscheint ihm nichtig, er hofft nicht mehr. So steigt sein Weltblick in die Tiefe, und jetzt bis zum Grunde. Dort sieht er das Leben als das Böse, Trügerische und Trennende in einer grausenhaften, gespenstischen Morgenhelle und Schärfe leuchten. Eine unersättliche, süße Sehnsucht nach den Geheimnissen der Nacht und des Todes ergreift ihn, nach dem Totsein bei lebendigem Leib, dem Einssein in der Zweiheit. Dann aber blickt er wieder versöhnter in die Welt und kehrt sich ihr wieder zu mit dem Lächeln des Genesenden. Seltener wird er von Ekel und Grimm erfaßt und verzichtet mehr in Trauer und Liebe auf Macht, als daß er vor ihr zurückschaudert. Und nun gießt er sich als köstlichsten Trank jene goldhelle, durchgegohrene Mischung von Einfalt, Tiefblick der Liebe, betrachtendem Sinn und Schalkhaftigkeit ein, die den versöhnt, der gleich ihm am Dasein gelitten hat: er dichtet die Meistersinger.

Und auch ich trank einen vollen Becher, und wir sahen einander ins Auge, und fester schlangen sich die Hände. Und die Göttin der Freundschaft, übervoll von Glück, segnete unsern Bund, Morgenrot im Blick und ewiger Jugend treues Pfand in der heiligen Rechten. Wie gering erschien mir jetzt die Liebe zwischen Mann und Weib, die Götter und Menschen als das Höchste preisen, wie begehrlich und habsüchtig kam sie mir vor, jetzt, da ich die Freundschaft kannte. Keiner begehrt da den andern; sondern wir fanden uns beide in dem Einen, dem Höchsten: Dionysos der Welt zu verkünden.

Der Meister ging in seinem Alter noch einmal zu den Menschen: Er verließ das stille Tribschen und ging nach Bayreuth. Wieder nimmt er alle Finsternis des Grams und der Mühsal auf sich, das furcht-

bare Wüten seiner Feinde; aber das Licht unsrer Freundschaft macht um ihn die Farben heller und wärmer; und alles ist überstrahlt von dem Stern der selbstlosen Treue, und in diesem Lichte zu einem unsäglichen Glück umgewandelt.

„Geht ein in mein Reich!", so ruft der Meister den Menschenkindern zu. „Laßt das trüb erleuchtete Stück Natur, das ihr allein kennt, ich zeige sie euch viel reicher, gewaltiger, seliger, furchtbarer. Lernt es, selbst wieder Natur zu werden, und laßt euch dann mit und in ihr durch meinen Liebes- und Feuerzauber verwandeln!"

Doch die Menschen hassen das Licht und den, der es bringt. Sie wärmen sich lieber an ihrem eigenen, flackernden und qualmenden Feuer. Aber der Meister geht ihnen nach, gezwungen von der Liebe, aus der er geboren ist, und will die Menschen nötigen, hereinzukommen in sein Reich. Er waltet über dem Menschen wie eine beschwingte Leidenschaft und läßt ihn gerade dann fliegen, wenn sein Fuß im Sande ermüdet, am Gestein wund geworden ist. Er kann nicht anders als mitteilen; jedermann soll an seinem Werke witwirken. Zurückgewiesen schenkt er reichlicher, gemißbraucht von dem Beschenkten gibt er auch das kostbarste Kleinod, das er hat, noch hinzu. Jede Gefährlichkeit macht ihn beherzter, jeder Sieg besonnener, er nährt sich von Gift und Unglück und wird dabei gesund und stark. Gespött und Widersprechen ist ihm Reiz und Stachel. Er ist ein Abgrund, in dem Kraft und Güte gepaart ruhen, eine Brücke zwischen Selbst und Nicht-Selbst. Er kommt zu den Menschen, weil sie seiner am meisten bedürfen, obzwar sie ihn am wenigsten verdienen.

Aber mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht. Der Meister ist der

einzig Wache unter Schlafwandlern und gespensterhaft ernst tuenden Wesen, der einzig Wahr- und Wirklich-Gesinnte unter lauter verworren und gequält Wähnenden, der einzig schaffende unter lauter Leidenden.

Da wird seine Liebe übermächtig, und mit feurigen Armen hebt er alles Schwache, Menschliche, Verlorene zum Himmel empor. Er taucht auch in Morgenröte, Wald, Nebel, Kluft, Bergeshöhe, Nachtschauer, Mondesglanz hinein und merkt ihnen ein heimliches Begehren ab: sie wollen auch tönen. Ueber jedem einzelnen schweben die dionysischen Feuerzungen, und jeder hört sie in seiner Sprache reden.

Hunderfältig hatte der Meister die frohe Botschaft von dem wiedererstandenen Dionysos in die Welt hinein gerufen; entstellt und verwirrt war das Echo zurückgekommen, nun aber antwortete der Uebermacht des gewaltigen Tones im Ring der Nibelungen ein übermächtiger Nachklang. Die Menschen sahen jetzt, wie der Meister von Schatten und Nebeln umhüllt wird, aber zuletzt lauter wie die Sonne heraustaucht, den ganzen Himmel mit seinem Feuerglanz entzückend und die Welt vom Fluche reinigend. Und ich vereinigte meine Stimme mit der des Meisters und rief: „Kommt, meine Freunde, werdet dionysische Menschen, denn ihr sollt erlöst werden! Dionysos ist nur Liebe, er richtet niemand und verdammt niemand, er gießt einen Regen von Liebe auf alles Irdische, und sonnenhell ruht sein Auge auf der Welt. Erlöst seid ihr von den Göttern, die euch mit kaltem Richterblick unter ihr Szepter beugen wollen mit ihrem ewigen: Du sollst! und Du sollst nicht! Erlöst von dem Gold, das seine fluchbeladene Bahn zu Ende gelaufen ist, jetzt da der Geist der Liebe und Treue unter den Menschen

herrscht. Erlöst von euren Leidenschaften, die das Leben auf euch hetzt."

Unzerstört ist der Geist des Dionysos, der wie ein zum Schlummer niedergesunkener Ritter in einem unzugänglichen Abgrund ruhte, wo jene tückischen Zwerge ihn gefangen hielten, die sich Diener des Galiläers nennen und von Liebe reden. Aber wo sie einen Thyrsosstab sehen, da reißen sie die Epheuranken herunter und schaffen ihn um zum Marterholz des Kreuzes; wo immer sie den Jubelruf des schwärmenden Dionysosdieners hören, da bringen sie ihn zum Schweigen durch ihr heiseres Geschrei von Demut und Zerknirschung. Jetzt aber erhebt sich Ritter Dionysos in herrlicher Gesundheit, Tiefe und Kraft nach dem ungeheuren Schlaf, in dem er seine uralten seligernsten Visionen träumte. Er erhebt sich in aller Morgenfrische, erweckt durch die Töne des Meisters, er besteigt seinen Blumenwagen, ergreift die Zügel, vernichtet die tückischen Zwerge, und führt euch und sich nach langer Verirrung in der Fremde in die Heimat und ins Vaterhaus.

Dionysos errichtet von neuem die Urgestalt des Menschen, geschaffen nach seinem Bild. Ueber die Abgründe zwischen Mensch und Mensch hinweg führt er die Seinen zurück an das Herz der Natur, wo sie die Wahrheit in ihrer höchsten Kraft mit ehrfürchtigem Staunen betrachten, bis sie zu e i n e m großen, erhabenen Chor singender und tanzender Dionysosdiener werden. Schwärmend auf den Gipfeln der Berge wird ihnen jedes Tal zur herrlichen Umrahmung, in deren Mitte ihnen das Bild des Gottes offenbar wird.

Einen Augenblick sinken wir zurück in die Welt des Alltags, und schon ergreift uns die bange Furcht, ob wir reif sind für all die Wunder unseres Gottes, die wir schauen sollen: wie die Wasserquellen Wein

spenden, wie himmlische Speise den Verhungernden neu stärkt und des Gottes Hand den Sterbenden zu neuem Leben weckt. Doch der Liebesblick des Meisters verscheucht alle Zweifel, und herrlicher glühen rings die Farben. Purpurn blitzt das Rot auf, schmeichelnd folgt das Grün, bis die ganze Natur still liegt in müdem, gelbem Abendlichte. So ruht der Held aus in rührendstem Glück des Gedenkens, die tiefe Trauer des Spätsommers auf Stirn und Mund.

Ringsum ist es still. Nur die Hoffnung lebt in uns. Niemand ahnt, daß wir an der Schwelle neuer Zeiten stehen. Horcht doch! Stille! Das Wogen und Plätschern, wie silberne Nixen in flüssigem Gold! Da donnert es tief unten in der Erde, aus fernsten Zeiten aufgestaute Urkraft drängt ans Licht. Auch meine Kraft und Gesundheit soll aus- und überströmen, und ich will meine Vollkommenheit außer mir sehen! Mein Ueberschuß an Schönheit soll sich entladen, und meine ganze Vergangenheit soll wie durch einen Zauber reden! Mein Glück, mein Stolz, mein Uebermut sollen durch die Welt tönen! Des Meisters Lauf- und Stromgewalt mag andere abschrecken, wir wollen dadurch nur um so mutiger werden, daß wir einen Helden sehen dürfen, der das Fürchten nicht gelernt hat.

Wie ein Vulkan bricht die Kraft des Gewaltigen aus, und sein Lavastrom verzehrt wie Wachs die Götzenbilder, die bisher von den Menschen angebetet wurden. Umsonst macht der Bildungsphilister rasenden Lärm und sucht seine Lieblinge zu retten, denn er weiß, daß die Zeit des „Gebildeten" vorbei ist, und daß sein Untergang bevorsteht. Nur die Gelehrten hören von all' dem nichts, sitzen weiter in ihren Höhlen mit bedeutsam hochgezogenen Augenbrauen, ziehen Fädchen und knüpfen Knötchen, bis

die Asche sie verschüttet. Nicht einmal ein Hohngelächter haben sie für meine Kassandrarufe, und doch wie gern möchte ich sie wegführen aus der brennenden Stadt! Noch sind sie mir nicht gleichgiltig. Ich wollte, sie wären es!

Immer höher führt unser Weg: Wir werden Eins mit dem Einen Lebendigen und fühlen seine unbändige Daseinsgier und Daseinslust. Unzählige Scharen drängen und stoßen sich mit Allgewalt in immer neue Formen. Wir fühlen ihren Kampf und ihre Qualen, wenn wir sie vernichten, wir sehen hinein in den Abgrund alles Schreckens, aber wir erstarren nicht, denn die dionysische Entzückung, die ewige Lust am Dasein reißt uns heraus aus dem Getriebe der Wandelgestalten.

Stumpf stehen die Goldjäger und Nützlichkeitskrämer beiseite, denn ihre Augen sind gehalten, so daß sie den Zug der Dionysosdiener nicht sehen können. Aber schon hören wir den kühnen Schritt derer, die mit stolzer Verwegenheit den Schätze hütenden Drachen töten.

Berufen sind viele, ausgewählt wenige, denn die Massen bleiben jetzt in den Vorhöfen stehen. Weg mit den Tränen des Mitleids mit Sklaven und Sklavenelend! Es sind die unschätzbarsten Perlen, die wir der üppigen Cleopatra gleich immer wieder in den goldenen Becher werfen, niemand zur Freude. Noch ist die Zeit nicht da, aber wir ahnen sie, in der es keine höchsten Güter und Beglückungen mehr gibt, die nicht den Herzen aller gemein sind. So sonnenhaft hell und warm sind die Strahlen, die des Meisters Liebe aussendet, daß sie einst auch die Armen im Geiste und die Niedrigen erleuchten wird.

Heute ward die Erde neu! Reinstes, sonnenhelles Glück wird uns zu teil. Das Höchste und Schwerste ist uns gelungen: wir sind reif für den

Tod. Wir selbst drücken dieses Siegel auf unser Dasein und wägen die Vergangenheit auf den Wagschalen der Ewigkeit. Die frohe Botschaft der Liebe: hier ist sie erfüllt. Wir baden uns im Meere der Vergessenheit, und von den tobenden Leidenschaften bleibt nur ein Schattenbild voll rührenden Liebreizes. Mit gigantischer Kraft faßt der Meister in die Speichen des Weltrades: es steht still. Berührt von Dionysos' Thyrsosstab feiert die Natur ihr Versöhnungsfest mit ihrem verlorenen Sohn, dem Menschen.

Hört ihr das Klingen der Weltenharmonie? Jetzt ist der Sklave ein freier Mann. Er liebt nicht nur den Nächsten wie sich selbst, er ist Eins mit ihm. Wir haben das Gehen und Sprechen verlernt: singend und tanzend fliegen wir in die Lüfte empor. Aus uns tönt die Stimme unseres Gottes. Die Tiere reden, die Erde gibt Milch und Honig, und wir wandeln jetzt selbst so verzückt und erhaben, wie wir dereinst die Götter im Traume wandeln sahen.

Auch wir hatten uns an dem Götzendienst des Bildungsphilisters Hände und Gemüt besudelt. Jetzt hören wir die mahnende Stimme: Schweigen und Reinsein! Nur denen, die auf diese Stimme hören, würde, so meinte ich einst, der große Blick zu teil, mit dem sie auf das Ereignis von Bayreuth hinzusehen hätten, denn nur in diesem Blick lag mir die große Zukunft jenes Ereignisses. Es war, wie ich glaubte, der Blick Wagners, mit dem er in sich hineinsah, als an jenem Maitag des Jahres 1872, da er sein 60. Lebensjahr begann, der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war. Alles Erlebte drängte sich mir da in einen einzigen Augenblick zusammen, in dem ich mit seltenster Schärfe das Nächste wie das Fernste sah. Es war mein eigner

Dionysosblick, in dem sich mir die Zukunft wie in einer ungeheuren Luftspiegelung erschloß.

Seit dieser Zeit war mir der Hügel von Bayreuth der Berg, von dem mir und allen Menschen Hilfe kommen sollte, nachdem ich in drei Jahren mehr als 20 Mal bei dem Meister in Tribschen gewesen war. Doch würde das große Werk in Bayreuth gelingen? Fast zwei Jahre lang fragte ich mich bewegten Gemüts: „Wird das zarte Netz, das der Meister über das Dasein gebreitet hat, immer fester und zarter geflochten werden, oder werden es die Cyklopen, in deren Auge nie der holde Wahn des Dionysos gekommen ist, mit ihrer Faust zerreißen?“ Und dabei wurden die Zweifel immer stärker: „War Richard Wagner wirklich der Atlas, um seine Jünger auf breitem Rücken zur Höhe zu heben? War er der Held, der mit dem Thyrsosstab die Welt überwunden hatte?“

Doch als alles „gesichert“ war, als die „Großen“ dieser Erde dem Meister huldigten, da stand ich wieder vor den Toren meines irdischen Jerusalems, um einzugehen zu meines Herrn Freude. Mochte Wagners Werk trüben Augen wie ein Schattenspiel vergangener Leidenschaften vorkommen, wie ein Baden im Meer der Vergessenheit oder eine Pforte zum Nichts, mir war es das ersehnte Gericht, das die Spreu vom Weizen scheiden sollte.

Mit den Festspielen in Bayreuth brach für mich der Tag des Kampfes an, der Tag des Kampfes mit allem, was den Siegeszug unsers Gottes hemmen wollte. Ich war geweiht und zum Opfer bekränzt. Wie konnte ich schöner leben als reif zum Todeskampf um den Einen, den ich bis dahin geliebt hatte und dessen Liebe mir wundersamer war als Frauenliebe? Jeden Augenblick dachte ich, etwas Heiliges müßte mir begegnen, das allen Kampf und alle Not

überschwenglich aufheben würde. Und wenn die ganze Menschheit eng verschlungen untergehen sollte, nur um so herrlicher würde das ewig Menschliche auferstehen!

Zwölf Jahre sind vergangen seit der Bayreuther „Festzeit" und ich stehe vor meinem Fest, jenem „großen Mittag", wo sich die Auserwähltesten zur größten aller Aufgaben weihen. Die dionysische Musik, die ich vor zwölf Jahren hörte, hat nichts mit Wagner zu tun. Hoch über ihm und Schopenhauer habe ich das Leben gesehen, jenseits aller Tragik, und weil ich mich nicht zu ihm erheben konnte, so nannte ichs „tragisch". Ich habe Schopenhauer und Wagner mit mir beschenkt, denn in mir war alles, wovon ich redete: Die lichtesten und verhängnisvollsten Kräfte, der Wille zur Macht, wie ihn nie ein Mensch besessen hat, die rücksichtslose Tapferkeit im Geistigen, die unbegrenzte Kraft zu lernen, ohne dadurch den Willen zur Tat zu erdrücken.

Als ich nach Bayreuth zum Fest gekommen war, erkannte ich nichts wieder, ich erkannte kaum Wagner wieder. Umsonst blätterte ich in meinen Erinnerungen. Tribschen — eine ferne Insel der Glückseligen, kein Schatten von Aehnlichkeit. Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine zugehörige Gesellschaft, die sie feierte und der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte: Kein Schatten von Aehnlichkeit. Was war geschehen? Der Wagnerianer war Herr über Wagner geworden.

Doch als ich zum „Fest" zog, da rief ich aller Welt zu: Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe! Siehe! er kommt in seinem Blumenwagen, und ich will mit aller Macht vor ihm her tanzen, wie nie ich noch tanzte. Ueber alle Himmel weg will ich tanzen!"

Doch ich blieb allein und fragte: „Wo bleibt der Sterne Reigen? Ihr Sterne, warum tanzt ihr nicht mit?“ „So will ich allein tanzen, zierlich und feurig, hin und wieder.“ Da verliere ich den sichern Schritt und gleite in wogendes, schwüles Gewässer. Ich muß schwimmen.

„Wo ist der Gott, der mich zur Höhe trug?“ Ich taumle, ich stürze wie die Schildkröte aus den Fängen des Adlers. Ich greife nach dem Meister, aber ich fasse ins Leere, ich rufe nach den Dionysosjüngern, die ich eben noch aufjubeln hörte, da antwortet mir ein schwüles Kreischen. Und vor mir lärmt ein wüster Jahrmarktstrubel, wo Puppen aus Menschenleibern mein himmlisches Traumbild nachäffen.

Daher kam mir dies schwüle Kreischen
Sieh' dort dies grause Sich-selbst-zerfleischen,
Dies weihrauchdürftelnde Sinne-Reizen,
Dies Stürzen, Stocken, Taumeln,
Dies zuckersüße Bimbambaumeln,
Dies Nonnen-Aeugeln, Ave Glockenbimmeln,
Dies ganze falsch verzückte Himmel-Ueberhimmeln!

Ueber den Affenpuppen und dem ganzen Jahrmarkt liegt ein riesiges Vergrößerungsglas, das alles groß macht, auch den Meister, der die Affenpuppen bewegt. Er macht Gebärden, als ob er etwas sagen wollte, etwas Unerhörtes. Wie er winkt! Sich hoch aufrichtet! die Arme wirft! Und jetzt scheint ihm der höchste Augenblick der Spannung gekommen: noch zwei Fanfaren, und er führt sein Thema vor, prächtig und geputzt, wie klirrend von edlen Steinen. Ist es ein schönes Pferd? oder eine schöne Frau? Die älteste Frau der Welt, Erda. „Herauf, alte Großmutter! Sie müssen singen!“ Erda singt. Des Meisters Absicht ist erreicht. Er sieht entzückt um sich,

denn er hat Blicke des Entzückens zu sammeln. Jetzt wird er erfindsam, wagt neue und kühne Gedanken. Sofort schafft er die alte Dame wieder ab. „Wozu kamen Sie eigentlich? Ziehen Sie ab! Schlafen Sie gefälligst weiter!“ Wie er sein Thema heraustreibt! Ah! Er hat nicht nur Mittel zu schmücken, sondern auch zu schminken. Ja, er weiß, was Farbe der Gesundheit ist, er versteht sich darauf, sie erscheinen zu lassen.

Und jetzt ist er überzeugt, daß er seine Hörer bezwungen hat, diese Herde von Maulwürfen mit müden blinden Augen, denen der Meister auch wieder Gläser vorgesetzt hat, auf daß er doppelt groß erscheine. Hinter den Gläsern vor tropfen Maulwurfstränen. Der Maulwurf weint! Er weint und weint, und er ist zufrieden, denn er ist gerührt; und auch der Meister ist zufrieden, denn er hat gerührt. Er rührt und rührt, bis die Maulwürfe krank sind, dann schleppt er sie in seine Höhle, wo er sie ganz in der Gewalt hat, denn er will alles haben; und schrecklich wird er, wenn man ihn nicht liebt.

Aber daß die Maulwürfe nur nicht müde werden! Jetzt gibt er neue Einfälle, als seien es die wichtigsten Dinge unter der Sonne; er hat unverschämte Fingerzeige auf sein Thema, als sei es zu gut für diese Welt. Ha, wie mißtrauisch er ist! Daß sie nur nicht müde werden! So verschüttet er seine Melodie unter Süßigkeiten, er ruft sogar die gröberen Sinne auf, um sie aufzuregen und so wieder unter seine Gewalt zu bringen. Wie er das Elementarische stürmischer und donnernder Rhytmen beschwört! Und jetzt, da er merkt, daß diese fassen, würgen und beinahe zerdrücken, wagt er es, sein Thema wieder ins Spiel der Elemente zu mischen und die Halbbetäubten und Erschütterten zu überreden, ihre Betäubung und Erschütterung sei die Wirkung seines Wunder-

themas. Und fürderhin glauben es ihm die Zuhörer: sobald es erklingt, entsteht in ihnen eine Erinnerung an jene erschütternde Elementar-Wirkung, diese Erinnerung kommt jetzt dem Thema zugute, es ist dämonisch geworden. Was für ein Kenner der Seele er ist! Er gebietet mit den Künsten eines Volksredners über seine Zuhörer.

Da sitzen vor dem Meister Jünglinge, blaß, atemlos. Sie bücken sich und strecken die Beine lang von sich. Sie können gar nicht anders. Mit unwiderstehlicher Gewalt drückt der Meister auf sie. Er hält ihren Atem an, er läßt sie nicht mehr los, er zieht in die Länge, wo schon der Augenblick erwürgen will. Er läßt sie auch nicht los, wenn sie ihn nicht mehr vor sich sehen. Sind sie allein, so müssen sie mit feierlicher Wut Instrumente notzüchtigen und dazu feierlich heulen. So beten sie den Meister an.

„Wer will erlöst werden?“ So ruft der alte Verführer in die groben und lüsternen Ohren. Und von allen Seiten drängen sich weibliche und männliche alte und junge Weiblein an ihn heran, denn immer will irgend etwas erlöst sein. „Trinkt nur von meinem Zaubertrank und vergeßt unter Rosenbüschen eure Männlichkeit! Horcht auf die Töne meiner holden Zaubermädchen und gebt euch ihren süßen Reizen hin! Kommt her zu mir, all’ ihr Sehnsüchtigen und sehnt euch nach mir! Ich erlöse euch von euch selbst, ich erlöse euch von der — Langeweile.“

Sursum, bumbum! Wie es blitzt und donnert! Die Welt redet, noch ehe sie geschaffen war. Ahnt ihr? Kommt, wir schweifen und streifen, wir schweifen und streifen durch die Lüfte! Habt ihr schon Wolken gesehen wie meine Wolken? Wie hebt sich euer Busen! Sursum, bumbum!

Zuletzt knickt der alte Zauberer selbst um. Er fühlt den warmen unheimlichen Atem des Tauwindes, vor dem die dünne Eisdecke, die ihn noch trägt, vergehen muß. Noch steht er, noch geht er, da greift er in der höchsten Not nach dem morschen Kreuz des Galiläers. Anbetend sinkt er davor nieder, und Weihrauch umqualmt ihn. Er, mit dem ich steigen wollte von Gipfel zu Gipfel, ein krankes, hilfloses altes Weib!

Ich suchte den Menschenschöpfer, den Willensbändiger, den Tierverwandler, und ich finde den entsetzt Fliehenden, den verzweifelt Stillstehenden, von Gewissensqualen hin und her Geworfenen. Ich suchte den Tempel des Dionysos voll überströmender Daseinslust, und ich finde einen Trümmerhaufen, eine Höhle der Begierden, mit Stechpflanzen und Giftkräutern ruinenhaft überwachsen, von Schlangen, Gewürm, Spinnen und Vögeln bewohnt und besucht.

Wahrheit suchte ich, und ich fand, daß die Falschheit Fleisch geworden war, seit der „Meister" unter uns wohnte. Daß ich verbannt sei von aller Wahrheit. Gedenkst du noch, heißes Herz, wie du da dürstetest?

Bei abgehellter Luft,
Wenn schon des Mondes Sichel
Grün zwischen Purpurröten
Und neidisch hinschleicht:
— dem Tage feind,
Mit jedem Schritte heimlich
An Rosen-Hängematten
Hinsichelnd, bis sie sinken,
Nacht-abwärts blaß hinabsinken: —

So sank ich selber einstmals
Aus meinem Wahrheits-Wahnsinne,
Aus meinen Tages-Sehnsüchten,
Des Tages müde, krank vom Lichte,
— sank abwärts, abendwärts, schattenwärts.

Der Meister und ich waren Freunde und sind uns fremd geworden. Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat, wir können uns wohl kreuzen und ein Fest miteinander feiern, wie wir es getan haben, — und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in Einem Hafen, und in Einer Sonne, daß es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten Ein Ziel gehabt. Daß wir uns fremd werden mußten, ist das Gesetz über uns. Ebendadurch soll der Gedanke an unsere Freundschaft heiliger werden. Es gibt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Sternenbahn, in der unsre so verschiedenen Straßen und Ziele als kleine Wegstrecken einbegriffen sein mögen. Aber unser Leben ist zu kurz und unsre Sehkraft zu gering, als daß wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. Und so wollen wir an unsere Sternenfreundschaft glauben, selbst wenn wir einander Erdenfeinde sein müßten.

Und so ging ich allein weiter, krank, mehr als krank, müde, müde aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohns, daß ich nunmehr verurteilt sei, tiefer zu mißtrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein, als je zuvor. Denn ich hatte niemanden gehabt als Richard Wagner.

3. Unter freien Geistern in Busch und Wald

In einsames Bergland floh ich aus Bayreuth; es war mir wie eine Fahrt über das Meer zur Gräberinsel, der schweigsamen, um dorthin meiner Jugend Gesichte und Erscheinungen zu tragen.

Oh ihr Blicke der Liebe alle, ihr göttlichen Augenblicke! Wie starbt ihr mir so schnell! Von euch her, meine liebsten Toten, kommt mir ein süßer Geruch, ein herz- und tränenlösender. Immer noch bin ich der Reichste und Bestzubeneidende, denn ich hatte euch doch, und ihr habt mich noch. Sagt, wem fielen, wie mir, solche Rosenäpfel vom Baume? Immer noch bin ich eurer Liebe Erbe und Erdreich, blühend zu eurem Gedächtnisse von bunten wildwachsenden Tugenden, oh ihr Geliebtesten! Ach wir waren gemacht, einander nahe zu bleiben, ihr holden fremden Wunder, nicht schüchternen Vögeln gleich kamt ihr zu mir und meiner Begierde, nein als Trauende zu dem Trauenden! Ja, zur Treue gemacht, gleich mir, und zu zärtlichen Ewigkeiten. Wahrlich, zu schnell starbt ihr mir, ihr Flüchtlinge. Doch floht ihr mich nicht, noch floh ich euch: unschuldig sind wir einander in unserer Untreue.

„Alle Tage sollen mir heilig sein" so redete die Weisheit meiner Jugend: wahrlich, einer fröhlichen Weisheit Rede! „Göttlich sollen mir alle Wesen sein", so redete meiner Jugend Reinheit, aber als Aufblinken göttlicher Augen kam es mir nur, — als Augenblick. Da zerbrach es, wie ein Ton zerbricht in kalter Nacht. Mein liebster Sänger stimmte eine schaurige, dumpfe Weise an, ach, er tutete mir, wie ein düsteres Horn, zu Ohren. Schon stand ich bereit zum besten Tanze, da mordete er mit seinen Tönen meine Verzückung. Nun blieb mir mein höchstes Gleichnis ungeredet in meinen Gliedern. Ungeredet und unerlöst blieb mir die höchste Hoffnung, und es starben mir alle Gesichte und Tröstungen meiner Jugend. Wie ertrage ich's nur? Wie verwinde und überwinde ich solche Wunden? Wie ersteht meine Seele wieder aus solchen Gräbern?

Ja, ein Unverwundbares, Unbegrabbares ist an mir, ein Felsensprengendes: das heißt mein Wille. Schweigsam schreitet es und unverändert durch die Jahre. Seinen Gang will er gehen auf meinen Füßen, mein Wille, herzenshart ist ihm der Sinn und unverwundbar.

Heil dir, mein Wille! In dir lebt das Unerlöste meiner Jugend. Du bist mir aller Gräber Zertrümmerer, und nur wo Gräber sind gibt es Auferstehungen.

Auf der Gräberinsel, der schweigsamen wollte ich stehen, horchend wie die Pinie, wartend wie die Tanne, ohne Ungeduld und Neugierde. Ich wollte nichts suchen, nichts finden, nur sehen, nur hören. Ganz langsam, ganz sachte. Denn über die Wolken hinaus hatte ich meine Leiter aufgerichtet und tanzend auf der letzten Sprosse warf ich sie mir im Schwung weit hinauf über meine Schulter und — fiel. Ich gedachte, in den Himmel zu steigen, hoch

über die Sterne empor meinen Stuhl zu stellen und auf dem Götterberg mich niederzusetzen. In die Hölle war meine Pracht heruntergefahren samt dem Rauschen meiner Harfen.

Auf der Gräberinsel stand ich, der schweigsamen, und doch sah ich noch rings die Flammen lodern, in denen Dionysos zum Himmel fahren sollte. Höher und höher steigen sie, und ich will noch meine eigene Glut dazu schleudern und mit Sturmesbrausen die Flammen weiterpeitschen, und wie Blitze sollen die Worte aus meinem Mund gehen, bis das Meer . .

Wohin treibst du mich, ungestümes Herz? Dort liegt der Blumenwagen des Dionysos in Trümmern und weit zerstreut die zertretenen Blüten.

Horch! Da kommt es brausend heran! Schneidend kalt weht es mir ins Gesicht, und mit prasselndem Hagel überschüttet es mich wie mit Schneeflocken. Willkommen, willkommen, du meine Weisheit! An Hagel und Eiswind erkenne ich dich! Ich war dir untreu geworden und Fremden nachgelaufen, und nun kommst du zu mir! Ich will dir folgen, wo du hingehst. Vorwärts will ich mit dir gehen auf deiner Bahn, guten Schrittes, guten Vertrauens; und kein Honig soll mir süßer sein als der Deinige. Und überströmend von Freude und Dankbarkeit will ich die wiedergefundene Freundin in meine Arme schließen. Aber ernst wehrte sie mir und führte mich in kälteste, reinste Eisluft hinein vor einen Tisch voll scharfer Messer und Zangen. „Hier mußt du alles zerfasern und zergliedern“, sagte sie, „was dir bisher das Größte und Erhabenste oder das Kleinste und Widerwärtigste zu sein schien. Viel krankhaftes Volk gibt es unter den Dichtern und Gottsüchtigen. Wütend hassen sie den Erkennenden und seine jüngste Tugend, welche heißt Redlichkeit. Sie haben dich krank gemacht und am Wege liegen lassen. Sei dein

Arzt und hilf dir selber! Du darfst weder vor dem Himmel noch vor der Hölle halt machen, du mußt in schmutziges Wasser steigen und darfst kalte Frösche und heiße Kröten nicht von dir weisen, wenn du deine Erkenntnis mehren kannst. Wenn dir ein Gespenst entgegentritt, mußt du ihm die Hand reichen, bis du weißt, mit wem du es zu tun hast. Du darfst dich nicht am Saft der Dionysos-Trauben berauschen, sondern von Eicheln und Gras mußt du dich nähren und um der Erkenntnis willen an deiner Seele Hunger leiden. Denn die Dinge, die dir die unscheinbarsten schienen, müssen deine nächsten, ja einzigen Nachbarn sein, und du darfst dich ihrer nicht schämen, auch wenn Hohn und Spott dich trifft. Lösche deine Gluten und spare das Eis nicht! Sieh' nur ruhig zu, wenn deine Heiligen und Helden, deine Sänger und Dichter erstarren, sonst kannst du nicht gesunden."

Jetzt konnte ich mich nicht länger bezwingen und brach gegen die Sprecherin los: „Ich suche das Leben! Mit seinem immergrünen Kranz bin ich auf die Gräberinsel gefahren. Aus meinen Gräbern muß sie mir kommen, sie, das einzige Weib, das je ich geliebt. Und du willst mich zurückführen in die Totenkammern der Gelehrten."

Da lachte meine Weisheit hell auf, neigte sich dicht an mein Ohr, so daß ihre Windlocken meine Schläfe streiften und flüsterte: „Das Leben und ich, wir sind mehr als Zwillingsschwestern!" Und jetzt richtete sie sich hoch auf, langsam glitt der lange Mantel, in den sie sich gehüllt, von ihrer Schulter, der Weltenesche gleich senkten sich ihre Wurzeln in den tiefsten Abgrund, ihr Gipfel reichte in den Himmel hinein, und breit überschatteten die Aeste die Welt, so daß alle Vögel des Himmels in den Zweigen nisteten. Da schrie ich laut auf und rief: „Du bist ja — — — —

das Leben." Und schon stand ich neben der Herrlichen, sie noch ein Weniges überragend, und sie lehnte sich an mich, und wir lachten und weinten zusammen. Dann aber legte sie mir die Hand auf den Mund zum Zeichen, daß ich das Geheimnis wahren sollte. „Wir haben noch einen weiten Weg vor uns", sagte sie nach langem Schweigen, während dessen wir nicht müde wurden, unsere Zweiheit zu genießen. „Schwebenden Wolkengirlanden bist du nachgezogen, die durchschimmert von Sternen weiß am Nachthimmel hingen. Durch geisterhaft erhellte Täler bist du gewandert und ergötztest dich an übergrellen Flecken in verschwommenem Licht. „Menschliches, Allzumenschliches" liegt vor dir, ehe dir deine „Morgenröte" leuchten kann."

Und wiederum stand ich an dem Tisch mit seinen Messern und Zangen, und neben mir stand meine Weisheit im langen schwarzen Philosophenmantel ernst wie die letzte Säule eines alten Tempels in heller Sonnenlandschaft am Meere steht. Wie der See noch leise Wellen schlägt, wenn der Gewittersturm schon vorüber ist, und der Himmel schon wieder seinen Grund küßt, so bebte meine Weisheit noch, als sie mich mit eisiger Kälte fragte: „Wollen wir mit den ersten Dingen anfangen oder mit den letzten?" Doch ohne die Antwort abzuwarten fuhr sie fort: „Menschlich sind sie alle, allzumenschlich, fangen wir also mit den ersten und den letzten Dingen an."

„Wen hast du dereinst mehr geliebt als deine Mutter: War es nicht „der liebe Gott", von dem du glaubtest, er liebe dich, er wolle dein Bestes, er sehe deine Gedanken von ferne und er wolle von dir wieder geliebt sein? Und was war dir das Höchste? Bei ihm zu sein im Himmel in ewiger Seligkeit. Tief hat sich dieser Glaube bei dir eingegraben, weithin hat er seine Absenker geschickt, und fort und fort zieht

er noch deine besten Kräfte an sich. Wir dürfen Messer und Zangen nicht sparen, ihn auszurotten. Denn das ist uns Wille zur Wahrheit, daß alles verwandelt wird in Menschen-Denkbares, Menschen-Sichtbares, Menschen-Fühlbares. Unsere eigenen Sinne wollen wir zu Ende denken. Einen Gott aber können wir nicht denken.

Es gibt keinen Gott, der die Sache herrlich hinausführt. Aus der Angst und dem Bedürfnis ist diese Lehre geboren, und auf Irrgängen der Vernunft hat sie sich ins Dasein geschlichen. Hat ein Gott die Welt geschaffen, so schuf er den Menschen zum Affen Gottes, als fortwährenden Anlaß zur Erheiterung in seinen allzulangen Ewigkeiten. Die Sphärenmusik um die Erude herum wäre dann wohl das Spottgelächter aller übrigen Geschöpfe um den Menschen herum. Mit dem Schmerz kitzelt jener gelangweilte Unsterbliche sein Lieblingstier, um an den tragisch-stolzen Gebärden und Auslegungen seiner Leiden, überhaupt an der geistigen Erfindsamkeit des eitelsten Geschöpfes seine Freude zu haben, als Erfinder dieses Erfinders. Gott ist ein Gedanke, der macht alles Grade krumm, und alles, was steht, drehend. Wie? Die Zeit wäre hinweg, und alles Vergängliche nur Lüge? Dies zu denken ist Wirbel und Schwindel menschlichen Gebeinen, und noch dem Magen ein Erbrechen."

Schnitt um Schnitt und Ruck um Ruck entfernte meine Führerin den Glauben an Gott, und schaudernd und frierend fühlte ich die furchtbare Leere. Und was hatte ich dafür? Wahrheit. Denn die Wahrheit duldet keinen Gott neben sich, der sie nach Gutdünken verschenkt oder für sich behält. Hatte ich Gott getötet? Nein! Nur den Glauben an Gott. Mag er sein, mag er nicht sein! Es ist nicht genug

Liebe und Güte in der Welt, um noch davon an eingebildete Wesen wegschenken zu dürfen. Aber die Wahrheit hätte die Menschen nicht so hoch gehoben und verfeinert wie der Glaube an einen Gott, der das Gute will, der will, daß die Menschen „vollkommen“ sein sollen wie er, denn wenn die Menschen glauben, daß sie vollkommen sind, wie „der Vater im Himmel“, dann sind sie „selig“. Und wenn sich uns die Geschichte vor unsern Blicken auftut als ein Gewirr von bösen und edlen, wahren und falschen Vorstellungen, daß es uns beim Anblick dieses Wellenschlages fast seekrank zumute wird, dann schauen wir wie von einem Leuchtturm auf die Brandung, wenn wir glauben, daß sich uns Gott immer mehr in den Verwandlungen und Schicksalen der Menschheit enthüllt, und daß nicht alles sinn- und zweckloses Durcheinanderspielen von Kräften ist. Zwar hat der Glaube noch keine Berge versetzt, aber . . . „Er hat Berge dahin gesetzt, wo keine sind“, fuhr meine Führerin fort. „Der unübersteiglichste Berg ist weg, weit hinaus kannst du dein Ziel werfen, es stößt an keinem Gott mehr an. Die ganze Welt kann es umspannen. Ob du die Kraft hast, ob du sie nicht hast, dein Beginnen zu vollenden, es gibt niemand, dem du Rechenschaft schuldetest, als dir selbst. Du kannst von nun an durchaus mit dir anfangen, was du willst.

Was zuckt dein Gesicht so schmerzhaft? Sei auf deiner Hut, daß du nicht wieder in den Irrtum zurückfällst. Auch Gott kann sagen: „Verachte nur Vernunft, so habe ich dich unbedingt.“ Denn der heilige Geist schrieb für die Ganzblinden. Ueberlaß es den Priestern, die Advokaten Gottes zu sein, laß sie mit ihm hadern. Entfuhr doch selbst dem Frömmsten die bittere Rede: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Blicke frei in die Welt, sei wie du bist! Vergleiche dich nicht mit „Gott“, denn in diesem hellen Spiegel, den du da vor dir aufstellst, muß dir dein eigenes Wesen trübe und verzerrt erscheinen, und in allen möglichen kleinen und großen Erlebnissen erkennst du Gottes Zorn.“

Tiefer und tiefer senkte meine Weisheit ihr Messer in mein Herz, immer dunkler und schauervoller kam mir die Gräberinsel vor. Da fing ich an zu zittern und zu zagen, stürzte zur Erde nieder und schrie zu Gott:

Wer liebt mich noch?
Komm zurück,
Mit allen deinen Martern!
Zum letzten aller Einsamen
Oh komm zurück!
All meine Tränenbäche laufen
Zu dir den Lauf!
Und meine letzte Herzens-Flamme
Dir glüht sie auf!
Oh komm zurück,
Mein unbekannter Gott!
Mein Schmerz!
Mein letztes Glück!

Da drückte mich meine Weisheit mit gigantischer Kraft noch weiter zur Erde nieder und zischte mir ins Ohr: „Da liege du, dem Hunde gleich und wedle deinem Henkergott Liebe zu. Verlangt er doch, geliebt zu werden, der Anmaßende. Winde dich vor ihm, niedergeblitzt aus dunklem Gewölk von seinem höhnischen Auge, das schadenfroh der Menschenqual nicht müde wird. Wie er heranschleicht zur Stunde

der Mitternacht, dein Herz zu behorchen, der Eifersüchtige, einzusteigen, der Schamlose, in deine heimlichsten Gedanken! Sein Wild nur bist du, er will d i ch ! Und willst du ihn, so flieht er dich, dein grausamster Feind, dein Unbekannter, dein Henker-Gott!"

Aus der Wüste her komm' ich, aus furchtbarem Land. Böse war der Tag, schlimmer die Dämmerung, die mir sonst so lieb war. Und die Nacht senkte sich wie eine zweite Wüste auf die Wüste, so daß mein Herz des Wanderns müde ward. Nun aber kommt mir der Morgen voll Wonne entgegen, und ich sehe im Grauen des Lichts die Musenschwärme im Nebel des Gebirges nahe an mir vorübertanzen. Und wenn ich mich nachher still in dem Gleichmaß der Vormittagsseele unter Bäumen ergehe, dann sollen mir aus den Wipfeln und Laubverstecken heraus lauter gute und helle Dinge zugeworfen werden, die Geschenke aller jener freien Geister, die in Berg, Wald und Einsamkeit zu Hause sind und die, gleich mir, in ihrer bald fröhlichen, bald nachdenklichen Weise Wanderer sind. Geboren aus den Geheimnissen der Frühe sinnen sie darüber nach, wie der Tag zwischen dem zehnten und zwölften Glockenschlage ein so reines, durchleuchtetes, verklärt-heiteres Gesicht haben könne.

Wir wollen zusehen und die Augen dafür offen haben, was alles in der Welt eigentlich vorgeht. Darum wollen wir unser Herz nicht allzufest an alles Einzelne hängen, denn wir sind Wanderer und haben unsere Freude am Wechsel und an der Vergänglichkeit. Wanderer sind wir, aber nicht Wanderer nach einem letzten Ziele, denn dieses gibt es nicht.

Schön ist's, mit einander schweigen,
Schöner, mit einander lachen,
Unter seidenem Himmels-Tuche
Hingelehnt zu Moos und Buche
Lieblich laut mit Freunden lachen
Und sich weiße Zähne zeigen.
Macht ich's gut, so woll'n wir schweigen,
Macht ich's schlimm, so woll'n wir lachen
Und es immer schlimmer machen,
Schlimmer machen, schlimmer lachen,
Bis wir in die Grube steigen.

Nach dem Zusammenbruch meiner Hoffnungen in Bayreuth mußte ich einen neuen Grund legen. Ich durfte mein Dasein nicht länger in den Dienst lateinischer Grammatik und griechischer Verslehre stellen. Also fort mit der Professur! Hatte sie mich doch schon im Jahr 70 gehindert, als Artillerist am Krieg teilzunehmen, weil ich im Schweizer Dienst stand und so „neutral" war. Nur als Krankenpfleger durfte ich mich beteiligen, bis schwere Krankheit mich nach kurzer Zeit auch daran hinderte. Seitdem verfolgen mich Kopf-, Augen- und Magenschmerzen, so daß ich oft Monate hintereinander nur wenige „gesunde" Stunden habe. Aber gerade meiner „Krankheit" verdanke ich das Beste, denn sie hat mich tiefer und weiter sehen gelehrt, als die „Gesunden" sehen können. Die Krankheit beschenkte mich mit der Nötigung zum „Müßiggang", sie gab mir das Recht, um meine Entlassung aus dem Lehramt zu bitten, die mir mit einer Pension bewilligt wurde. Ich suchte mir heiteren Himmel und lebe seitdem mit Vorliebe in Sils Maria, Genua, Venedig, Nizza und jetzt, da ich mir mein Leben erzähle, in Turin.

Als ich Wagner verlor stand ich allein, denn noch hatte ich das Leben nicht. So erfand ich mir die

freien Geister und rief der Welt zu: „Gehen wir vorwärts, meine Freunde! Es ist den Menschen sehr viel Freude vorbehalten, wovon ihnen noch kein Geruch zugeweht ist. Wir freien Geister wollen sie ihnen bringen! Und wahrlich! sie tut ihnen not!" Mit Stricken gebunden, die sie selbst geflochten, die Glieder in den Stock gespannt, so liegen sie in dem Gefängnis, das sie sich gebaut, krank und erbärmlich. Rings herum aber stellen sie ihre Kerkermeister und Quacksalber, daß zu ihnen niemand komme, und ihnen so möchte geholfen werden. Zudringlich wie Bremsen lassen diese ihren Herren, die sich in ihre Knechtschaft gegeben haben, keinen Augenblick Ruhe, und die Menschen schaudern, wenn sie ihre Namen aussprechen: Böses Gewissen, Schuld und Sünde.

Aufatmend läßt da einer, der sein Werk getan, die Arme sinken. Noch rinnt der Schweiß von seiner Stirn, da sitzt schon die Bremse auf seinem Nacken, und mit jedem Stich springt eine neue schmerzhafte Frage auf nach dem Warum? und Wozu?, dem Wodurch? und dem Wie?

Dort besteigt ein anderer den Wagen, er nimmt die Zügel zur wilden, fröhlichen Fahrt durch die Welt, da steigt der unheimliche Begleiter zu ihm ein, gräßliche Bilder tauchen vor seinen Augen auf: er sinkt in sich zusammen, die Zügel entgleiten der Hand, und der Blick wird starr.

Bis in die geheimsten Falten des Herzens dringt der entsetzliche „Mitwisser", und wagt der Gefolterte, sein Auge nur aufzuschlagen, schon rät ihm der Unheimliche: „Reiß es aus und wirf es von dir, es möchte Aergernis geben! Selig sind, die reines Herzens sind."

Selbst im Schlaf gönnt das ekle Geschmeiß dem Müden keine Rast. Schlimmeres als er bei Tag gedacht muß er schauen, und ob er von Furien gejagt

über Länder und Meere hinwegeilt oder hinter Mauern seinen Kopf in die Hände stützt, er ist ein freudloser, gefesselter Mann. Mit Neid sieht er auf den schlafenden Verbrecher: wie ruhig liegt der da, denn über ihn hat das böse Gewissen keine Gewalt.

Und keine Gewalt hat es über die freien Geister, die ihre Köpfe aus dem Moos hervorstecken und den Menschen zurufen: „Ihr Guten, was seid ihr so töricht! Zieht euch den Stachel heraus, anstatt ihn immer spitzer zu machen! Eine Dummheit ist das böse Gewissen, wie der Biß des Hundes gegen einen Stein! Am Gewissen leidet nur der Gewissenhafte, und der — — braucht es nicht.“

Doch nur wenig hebt sich der Druck von den Menschen, denn noch werden sie gewürgt von Henkersknechten, die ihnen in die Ohren brüllen: „Bezahlt gefälligst, wenn ihr etwas schuldig seid!“ In Paradiesesgärten und an Göttertische werden die Menschen geladen und zu den Hochzeiten der Großen, bis der König kommt, die Gäste zu besehen und sein: Schuldig! spricht. Unstät und flüchtig schweifen sie auf der Erde umher, und sie erfinden sich noch einen Tartarus und eine Hölle dazu, wo ihr Feuer nicht erlischt und ihr Wurm nicht stirbt. Aber die freien Geister werfen die Last ab und schwingen sich leicht wie der Vogel von der Erde auffliegt, in die Büsche.

Bis zu den Wipfeln empor heben sie sich und sehen unter sich die „Sünde“, denn mit vollen Händen teilen sie ihre Gaben aus, und Mensch und Welt erscheinen in einer Glorie von Harmlosigkeit, daß es allen von Grund aus wohl dabei wird. Einen schweren, beängstigenden Traum hat das Menschenkind geträumt, nun aber schlägt es seine Augen auf und sieht sich wieder im Paradiese. Nur wo das Kreuz steht gibt es Sünde. Zerdrückt und zerbrochen versinkt der Mensch in tiefen Schlamm. In Sünde

empfangen, in Sünde geboren, der Leib eine Wohnung von unsaubern Geistern! „Meine Sünde! Meine Sünde!" so ächzt der verzweifelnde und klammert sich an den Nazarener, der die Sünde in die Welt gebracht hat, als an seinen Erlöser. Und er glaubt für einen Augenblick den Glanz eines göttlichen Erbarmens in seine Verworfenheit hinein leuchten zu sehen. Durch Gnade betäubt stößt er einen Schrei des Entzückens aus und meint den ganzen Himmel in sich zu tragen. Aber wenn er alles getan hat, was er zu tun schuldig ist, spricht er: „Ich bin ein unnützer Knecht, ich habe getan, was ich schuldig bin." Und wieder fleht er zu den himmlischen Mächten, ihm das Kleid der Natürlichkeit, der sündigen, abzunehmen; das verkohlende Auge in dem halb vernichteten Leib ist hingerichtet auf die furchtbare Bedeutung des kurzen Erdenlebens, auf die Nähe der Entscheidungen über endlose neue Lebensstrecken, bis die Seele in Glut und Fieberfrost bebt. Mit den erkalteten Lippen küßt er das Kreuz und haucht: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde wegnimmt!"

„Wir sind allzumal Sünder", so stöhnt es aus den Qualen des Kreuzes. „Wir sind allzumal gut!", so jubeln die freien Geister, und Bäche und Bäume rauschen es ihnen nach: „Wir sind gut!" Aus Quellen und Büschen huschen leichtfüßige Götter und vertreiben den grimmen Richtergott, und andächtig sinken die Menschen nieder vor dem aufgehenden Mond.

„Alles ist Notwendigkeit!" so verkünden die freien Geister, und diese Erkenntnis selber ist Notwendigkeit. Wenn in einem Augenblick das Rad der Welt still stände und ein allwissender, rechnender Verstand da wäre, um diese Pause zu benützen, so könnte er bis in die fernsten Zeiten die Zukunft jedes Wesens

weiterzählen und jede Spur bezeichnen, auf der jenes Rad noch rollen wird.

„Alles ist Unschuld, weil alles notwendig ist, und die Erkenntnis der Notwendigkeit ist der Weg zur Einsicht in diese Unschuld“. Neu ist dieses Evangelium der freien Geister, und eben jetzt wirft seine Sonne ihren ersten Strahl auf die höchsten Gipfel in der Seele derer, die der frohen Botschaft glauben. Da ballen sich die Nebel dichter als je, und neben einander lagert der hellste Schein und die trübste Dämmerung.

Wie? Die Großtat des Helden, das freiwillige Leiden des Dulders, die Feigheit des Schwächlings sollen wir nicht mehr loben, nicht tadeln? Verantwortlichkeit und Pflicht sollen nicht mehr der Adelsbrief des Menschentums sein? Wie vor dem Wasserfall und der Pflanze, so sollen wir vor den Handlungen der Menschen und unsern eigenen stehen? Wir dürfen Kraft, Schönheit und Fülle an ihnen bewundern, aber keine Verdienste darin finden? Die Gewalt des Stroms, der die lieblichen Kinder des Frühlings an seinen Ufern vernichtet, die Qual des Kranken, der nach Erlösung lechzt, und die Kämpfe dessen, der mit sich selbst und seinem Gott ringt, sind alle aus einer und derselben Wurzel gewachsen.

Du zitterst! Du hast Angst, der Mensch könnte wie eine losgelassene Bestie über dich und sich herfallen, wenn man ihm die Ketten der Verantwortlichkeit abnimmt. Vielleicht wäre der Mensch ohne diesen Irrtum ein Tier geblieben, nun aber, da uns die freien Geister gezeigt haben, daß es ein Irrtum ist, können wir nichts mehr damit zu tun haben, was auch daraus werden mag. Wir müssen glauben, weil wir erkannt haben. Sind wir aus gutem Boden empor gewachsen, dann erheben wir uns imer freier, immer größer zu neuen unbekannten Zielen der Selbsterleuchtung, der Selbsterlösung zu, stehen wir

auf steinigem Boden, wo wir keine Wurzel fassen können, so wird die neue Wahrheit uns umknicken, wie der Sturm den dürren Strauch. Du selbst mit deiner Angst bist das unbezwingliche Geschick, das über allen Göttern thront, an die je geglaubt worden ist; und deine Angst selbst ist ein Teil des Geschicks wie deine Weisheiten und Torheiten. Für alles, was da kommt, bist du Segen oder Fluch und eine Fessel, in welcher der Stärkste gebunden liegt; in dir ist alle Zukunft der Menschenwelt vorher bestimmt, es hilft dir nichts, wen dir vor dir selber graut.

Und wenn nun die Augen und Ohren der Menschen wieder voll Schlamm laufen wie zur Zeit des Galiläers, daß sie die Stimme der Vernunft nicht mehr vernehmen, die leibhaftig wandelnde Weisheit nicht mehr sehen; wenn die Giftkröte mit den Augen der Liebesgöttin die Welt beherrscht, wollen wir dann nicht das Kreuz wieder aufrichten und in die Posaune des jüngsten Gerichts stoßen? Und wenn die Menschen mit der Verknechtung der Seele, mit der Sinnlichkeit von Greisen geboren werden, wollen wir dann nicht lieber zu jenen gehören, die mehr Seelen als Leiber sind, jenen scheuen, dahinhuschenden, zirpenden, wohlwollenden Gestalten, die durch ihre Anwartschaft auf ein „besseres Leben" so anspruchlos, so stillverachtend, so stolzgeduldig sind? Mit zersprungener müder und doch wohltönender Glocke ließen wir der „Welt" und dem Leben ein sanftes Abendläuten erklingen.

Oh, ihr guten. freien Geister, kommt alle und bewahrt uns davor, daß die Sünde noch einmal in die Welt komme! Lieber wollen wir zugrunde gehen, als fürchten oder fürchten machen, als zürnen und strafen. Wir wollen nicht mehr jammern über die Seelennot, seufzen über die innere Verderbtheit, das Herz schwer machen durch Sünde und Schuld und es

dann wieder erleichtern; den Teufel an die Wand malen und uns dann bemühen, das Bild wieder wegzuwischen! Soll jeder, der erhöht werden will, sich zuvor erniedrigen müssen, und jeder immer beschämt dastehen, weil er „ohne Verdienst gerecht wird?“

Wer hat das menschliche Handeln mehr verläumdet und das Zutrauen zu den Menschen mehr vergiftet als der, der da sprach: „Es gibt keine Tugenden, nur Sünden?“ Hat man nicht in seinem Namen die Besten verbrannt und gepfählt und zu „ewiger Qual“ verdammt? Weg mit den Düsterlingen und Blindschleichen, die das ganze Weltwesen anklagen und das Kreuz schlagen vor den Leidenschaften der Menschen! Wir wollen unsere Versehen nicht zu ewigen Fatalitäten aufblasen, vielmehr die Leidenschaften der Menschen allesamt in Freudenschaften umwandeln, so werden sie schon nicht zu verheerenden Wildwassern werden; denn die Freudlosigkeit, nicht die Freude ist die Mutter der Ausschweifung.

Noch immer freilich ist es nicht Zeit, daß es allen Menschen jenen Hirten gleich ergehen dürfte, die den Himmel über sich erhellt sahen und das Wort hörten: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen aneinander.“ Dieses alte, große und rührende Wort galt allen und ist über der gesamten Menschheit stehen geblieben als ein Wahlspruch und Wahrzeichen, an dem jeder zugrunde gehen soll, der damit zu zeitig sein Banner schmückt, an dem des Galiläers Lehre zugrunde ging. Immer noch ist es die Zeit der Einzelnen. Nur dem veredelten Menschen darf die Freiheit des Geistes gegeben werden, ihm allein naht die Erleichterung des Lebens und salbt seine Wunden aus, er zuerst darf sagen, daß er um der Freudigkeit willen lebe und um keines weiteren

Zieles willen, und in jedem andern Munde wäre sein Wahlspruch gefährlich: Frieden um mich und ein Wohlgefallen an allen nächsten Dingen.

Aber dereinst soll die Menschheit ein Baum werden, der die ganze Erde überschattet mit vielen Milliarden von Blüten, die alle neben einander Früchte werden sollen. Zur Ernährung dieses Baumes der größten und freudigsten Fruchtbarkeit wollen wir die Erde vorbereiten, daß ihre Kraft und ihr Saft zunehme und in unzähligen Kanälen umströme. Weg mit aller greisenhaften Kurzsichtigkeit! Laßt uns dieser herrlichen Aufgabe ins Gesicht sehen . . .

In welche Fernen führt ihr mich, ihr freien Geister? Vom Blinden wollen wir lernen, wir Sehenden, vom Blinden, der seinen Fuß nicht eher zur Erde niedersetzt, als bis er sie mit seinem Stock untersucht hat. Wir müssen wieder gute Nachbarn der nächsten Dinge werden, denn nur so naht sich uns unsere liebste Freundin, das Leben. Seht dort kommt sie, die schönste Tochter der Erde, einfach und schlicht, nicht überirdisch, nicht unterirdisch; und sie reicht uns, die Gütige, das schönste Geschenk: Unsere Aufgabe.

Es wird wärmer um uns, Tauwinde aller Art gehen über uns weg. Jetzt erst gehen uns die Augen auf für das Nahe. Diese nahen und nächsten Dinge, wie sind sie verwandelt! welchen Flaum und Zauber haben sie bekommen! Welche Ueberraschungen! Welches Glück! Wie viel Sonnenflecken an der grauen Mauer! Wie dankbar müssen wir unserer Wanderschaft sein, daß sie uns dem L e b e n zuführte! Und wir wollen, das sei unser Gelübde, keinen Tag mehr von uns lassen, ohne ihm zum Dank ein kleines Loblied an den nachschleppenden Saum zu hängen!

Wir wollen klein werden wie die Kinder, um an allen guten Dingen, auch den kleinen teil zu haben. Wenn wir uns zu ihnen „herablassen“, dann hassen sie uns. Wir müssen ihnen nahe sein wie die Kinder, die über Blumen, Gräser, Schmetterlinge nicht viel hinwegreichen. Wenn wir alle jene Momente des Behagens, an welchen jeder Tag in jedem, auch dem bedrängtesten Menschendasein reich ist, zusammen nehmen, findet man viel mehr Glück in der Welt als trübe Augen sehen, denn die Summe dieser kleinen Dinge schafft eine Kraft, die zu den stärksten Kräften gehört. Jeder Händedruck, jeder gutmütige Blick, jedes freundliche Wort sei uns ein Geschenk unseres Lebens, für das wir es lieben. Genießen wir die kleinen Gärten des Glücks, und schielen wir nicht nach dem Außergewöhnlichen! Ruhevoll spiegelt sich uns das Leben in einem tiefen See, und unwillkürlich teilt sich uns sein sanftes Lächeln mit, weil wir uns immer aufs Neue wundern ob der zahllosen versteckten Annehmlichkeiten des guten Daseins.

Alles andere muß uns näher stehen als das, was man uns bisher als das Wichtigste vorgepredigt hat: Wozu der Mensch? Welches Los hat er nach dem Tode? Wie versöhnt er sich mit Gott? und wie solche Merkwürdigkeiten lauten mögen. Wie dichte eiserne Scheidewände senkten sie sich herab aus den Wolken und trennten uns von unserem Leben. Losgerissen von der Erde trieben wir herum im Reich der Möglichkeiten und klammerten uns an Spinnenfäden statt an feste Taue.

Lassen wir den Hinterweltlern ihren Himmel mit dem ewigen Glück! Unser ist das Erdenleben mit seinem Wechsel an Frühling und Herbst, Sommer und Winter. Mögen die Galiläer dem Leben den Rücken kehren und hochmütig und trotzig auf ihre unsterbliche Seele pochen, wir bleiben unserem Leben

treu, freuen uns an seinem Werden und Wachsen und sind glücklich darüber, nicht „Eine unsterbliche Seele", sondern viele sterbliche Seelen in uns zu beherbergen.

Und so liegen wir, Hand in Hand mit dem Leben, wir freien Geister in einer goldenen Wolke der Schmerzlosigkeit. Es wird still um uns, die Stimmen klingen fern und ferner, die Sonne scheint steil auf uns herab. Auf einer verborgenen Waldwiese sehen wir Dionysos schlafen. Alle Dinge der Natur sind mit ihm eingeschlafen, einen Ausdruck von Ewigkeit im Gesicht. Wir wollen nichts, wir sorgen uns um nichts, unser Herz steht still, nur unser Auge lebt. Vieles sehen wir, was nie wir sahen, und soweit wir sehen, ist alles in ein Lichtnetz eingesponnen und gleichsam darin begraben. Unsere Seele gleicht im geduldigen Spiele mit ihrer Geduld den Wellen eines Sees, die an einem ruhigen Sommertage, im Widerglanze eines buntgefärbten Abendhimmels, am Ufer schlürfen, schlürfen und wieder stille sind — ohne Ende, ohne Zweck, ohne Sättigung, ohne Bedürfnis — ganz Ruhe, die sich am Wechsel freut, ganz Zurückebben und Einfluten in den Pulsschlag der Natur.

Je enger wir uns dem Leben anschmiegen, um so mehr naht sich uns die Weisheit, denn beide, Leben und Weisheit haben ihre Spitze in dem milden Sonnenglanz einer beständigen geistigen Freudigkeit, der durch die sichere Aussicht auf den Tod ein köstlicher wohlriechender Tropfen von Leichtsinn beigemischt ist, weil ja doch alles gar nicht so wichtig ist.

Da erhebt sich ein Wind in den Bäumen, Dionysos schüttelt sich den Schlaf von den Augen, das Leben reißt mich an sich, das Leben mit blinden Augen, hinter dem sein Gefolge herstürmt: Wunsch,

Trug, Vergessen, Genießen, Vernichten, Vergänglichkeit. Durch die Täler, über die Berge hin gellt der Ruf der Dionysosdiener, zur Höhe weisen die Tyrsosstäbe, Winden und Epheu flattern in der Luft, von Dionysos getragen schweben wir in einem Himmelsdom den Traum der Unsterblichkeit im Herzen; alle Sterne flimmern um uns, und immer tiefer sinkt die Erde hinab. Der Meister ist an meiner Seite und wir sagen uns wie dereinst liebe Worte. Bei den wonnevollen Tönen seiner himmlischen Musik tun sich klingende Paradiesesgärten auf, darin wir schweigend genießend umherwandeln, wo harmlose Fröhlichkeit, zarte Liebe, ein feurig flammender Sinn höchster Begeisterung gewaltig und herrlich durch einander fluten, und wo über dem Ganzen der goldene Glanz einer tiefen erlösenden Heiterkeit ruht. Das zu hören, das zu schauen ist Seligkeit! Lächelnd winkt Dionysos mit der Hand, und überschäumend reicht mir das Leben den goldenen Becher voll köstlichen Nektars. Tod, wo ist dein Stachel?!

Da hob ich meine Augen auf und sah neben mir meine Weisheit stehen. Ernst wies sie auf die Gräber meiner Jugend und sagte: „Du hast dich von Weihrauchduft umnebeln lassen. Geistergrauen umgibt dich, du willst zeitlebens ein Kind bleiben, hin und hertaumelnd zwischen Rührung und Hoffnungslosigkeit?! Tritt heraus aus dem Schatten, in den du dich wieder locken ließest! Bleibe wachsam und nüchtern, und halte dich an mich, denn die andern, denen du nachtrauerst, können nicht eine Stunde mit dir wachen. Bringe mir die Kraft und Geschmeidigkeit deines Tanzes, mit dem du über alle Himmel wegtanzen wolltest; bewahre dir deinen großen Eifer, aber verwende ihn auf wirkliche Dinge!"

Also sprach meine Weisheit, die sich auch die Wahrheit und das Leben nennt. Stolz und verächt-

lich sah sie auf mich herab. Ich aber kehrte ihr den Rücken zu und sprach bei mir selbst:

„Die Wahrheit,
ein Weib, nichts Besseres:
arglistig in ihrer Scham:
was sie am liebsten möchte,
sie will's nicht wissen,
sie hält die Finger vor . . .
Wem gibt sie nach? Der Gewalt allein!
So braucht Gewalt,
seid hart ihr Weisesten!
Ihr müßt sie zwingen,
die verschämte Wahrheit . . .
Zu ihrer Seligkeit
braucht's des Zwanges,
sie ist ein Weib, nichts Besseres."

Frei mußten meine Arme sein, damit ich meine Wahrheit zwingen konnte, mir zu Willen zu sein. Darum zerriß ich jede Fessel und lebte frei von Liebe und Haß, freiwillig nahe, freiwillig ferne, am liebsten entschlüpfend. Ziellos scheint mein Schweifen in der Wüste, aber neugierig steht schon im Hintergrund die Frage: „Kann man nicht böse gut nennen? — Muß man es nicht? Ist nicht das Leben selbst „böse"?"

4. Im Eismeer und im Schattenreich

Die Gräber meiner Jugend taten sich auf, die Toten kamen heraus, und unter Blüten hingestreckt berauschte ich mich an ihrem Duft. Wieder sah ich mit trüben Augen in die Welt, wie die Menschen es seit Jahrtausenden getan haben. Träumend schuf ich mir eine Welt, die es nicht gibt und gab ihr gar wundersame Farben. Ich ließ mich locken von ihren Märchenaugen voll Schrecken und Lust, lang verstummte Saiten klangen und purpurn glühte der Himmel.

Wie aus einem Feuersee war dereinst der Glutstrom des Glaubens gebrochen. Nun ist der See erkaltet, aber noch sind wir erhitzt von dem feurigen Hauch, darum müssen wir hinauf wandern zu den Gletschern und hinein in das Eismeer, denn die Luft kann für uns kaum irgendwo schneidend und kalt genug sein. Noch immer brummen die alten Glocken zu Ehren eines vor zwei Jahrtausenden gekreuzigten Juden, von dem geglaubt wird, er sei von Gott mit einem sterblichen Weibe erzeugt, um die an Gott verübten Sünden zu büßen. In Domen, die sich ins Unbestimmte ausrecken, die in allen dunklen Räumen das Sich-Regen Gottes fürchten lassen und durch

tiefe Töne erzittern, da lauscht die Menge angstvoll, als wenn sich eben ein Wunder vorbereitete, den dumpfen, regelmäßigen, zurückhaltenden Anrufen einer priesterlichen Schar, die ihre Spannung unwillkürlich auf alle überträgt. Gerührt, ahnungsvoll, tiefzerknirscht und hoffnungsselig werfen sie sich nieder vor dem Blut des Gekreuzigten, das der Welt Sünde sühnt. Ein Hauch berührt sie aus jenem Land, da Gott alle Tränen von ihren Augen abwischen wird, wo der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen.

Wie sie lockt, diese Flucht hinaus und hinein in die Ruhe des Einen! Wie die Menschen das süße Gift der Liebe schlürfen, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet und nimmer aufhört. Was Männer und Weiber empfinden, wenn der kleine Gott sie besucht, mag er bei ihnen auch nur einen niedrigen Flug nehmen, sie tragen es hinein in ihren Gott der Liebe, denn auch das kälteste Herz und der niedrigste Geist und der, dem nie Liebe zuteil geworden, sie alle fühlen noch etwas von dem Schimmer dieses Worts. Sie bleiben unter dem Schirm des Höchsten und unter dem Schatten des Allmächtigen wie unter saftvollen, breitschattigen, ruhigen Bäumen.

Auch euch, ihr freien Geister, lockt es zu Zeiten, eure Wahrheit als die letzte Wahrheit zu schauen und euch bereit zu machen, dafür in den Tod zu gehen. Und was enthielte diese schwärmerische Glücksinnigkeit reichlicher und treuherziger als das Buch, das von Jesus von Nazareth redet? Alles ist gefunden, das Reich Gottes mit all' seiner Seligkeit ist da, und nichts ist ungewiß. Jedes gegenwärtige und jedes zukünftige Gestirn muß sich um die hier leuchtende Sonne drehen, und der weiteste geistige und seelische Horizont ist hier umschrieben.

Darum hinauf, ihr freien Geister, die ihr Gefahren liebt und Gefahren bringt, hinauf in das Hochgebirge, wo die kräftigsten Ströme ihren Ursprung haben! Wir wollen den „Glauben“ nicht beschmutzen, nicht verhöhnen, sondern immer und immer wieder achtungsvoll auf Eis legen, denn Vorstellungen haben ein sehr zähes Leben. Wird es euch dabei allzu winterlich zu Mut? Bedenkt, daß auch ihr zusammengeknetet seid aus Geist und Feuer! Auch ihr tragt noch ein Bündel scheu versteckt auf eurem Rücken, und wenn man es lüftet, so kommen Dinge ans Licht, die euch erröten machen: ein kleiner lieber Herrgott, eine artige Unsterblichkeit und ein ganzer Haufen von Armen-Sünder-Elend und Pharisäer-Hochmut.

Kommt mit, ihr freien Geister! Wenn wir auch in Schnee und Eis wandern, so tun wir's wie eine Feuersbrunst, die ihren eigenen Sturm mit sich bringt und von ihm weiter gepeitscht sich fortwälzt. Auf unbegangenen Pfaden wandern wir vorwärts, unsere Kraft wächst, je mehr wir eilen, Fragen, die nie in eines Menschen Herz gekommen sind, steigen in uns auf, Antworten, die keiner je geahnt hat, fallen uns zu. Hinauf wandern wir bis zu dem höchsten Gipfel, von dem es heißt:

> Nicht mehr zurück? Und nicht hinan?
> Auch für die Gemse keine Bahn?
>
> So wart' ich hier und fasse fest,
> Was Aug' und Hand mich fassen läßt!
>
> Fünf Fuß breit Erde, Morgenrot,
> Und *unter* mir Welt, Mensch und Tod!

Abschied nehmen heißt es, ihr freien Geister, Abschied nehmen von allem, was uns bisher lieb war,

und nicht bloß Abschied nehmen. Wir müssen alle Dinge, die wir unter uns, hinter uns haben, jetzt noch feststellen, wie mit einer Nadelspitze feststechen. Bei einer so spitzen und kitzlichen Arbeit wird gelegentlich auch etwas Blut fließen. Wir werden dabei Blut an den Fingern und nicht immer nur — an den Fingern haben.

Zehn Jahre hatte ich als Gelehrter unter Gelehrten gewohnt, nun aber war ich aus ihrem Haus ausgezogen, und die Tür hatte ich noch hinter mir zugeworfen. Zu lange saß meine Seele hungrig an ihren Tischen. Zehn Jahre hinter mir, die ich über verstaubter Gelehrsamkeit gebrütet hatte. Freiheit liebe ich und die Luft über frischer Erde. Lieber noch will ich auf Ochsenhäuten schlafen, als auf den Würden und Achtbarkeiten der Gelehrten. Als ich bei ihnen wohnte, da wohnte ich über ihnen, darüber wurden sie mir gram. Sie wollten nichts davon hören, daß einer über ihren Köpfen wandelt, und am schlechtesten wurde ich bisher von den Gelehrtesten gehört, denn, was ich will, dürften sie nicht wollen.

Was ist euch, ihr freien Geister? Euch zittern die Knie? Mein Gang ist euch zu schnell, mein Weg zu steil, mein Ziel zu hoch? Habt Dank, ihr meine Getreuen Ungetreuen, daß ihr mir bis hierher gefolgt seid, auf meiner Wanderung durch die Eiswüste! Nun aber schaut ihr voll Sehnsucht nach den trügerischen Bildern in der Luft, die euch das wahre Lebenswasser versprechen. Ich kenne den Salzgeschmack, den sie im Mund hinterlassen und den rasenden Durst, den sie erzeugen, darum fluche ich ihnen. Ihr trachtet nach Glück, darum wird euch die Wüste verschlingen. Ich trachte nach meinem Werke. Schaudernd seht ihr rückwärts, wie das Alte in Trümmern liegt; und das Neue scheint euch immer

haltloser zu werden. So scheiden wir denn! Ohne Groll! Geht ihr gen Abend, ich will gen Morgen ziehen!

Triumph! Sieg! Die Schanze ist erstürmt, ich bin oben und pflanze meine Fahne auf, und die Völker der Erde sollen sie im Winde flattern sehen! Mit tempelschänderischem Griff faßte ich dahin, wo ich bisher liebte und anbetete, eine Glut der Scham goß sich über mich, als ich es tat, nun aber schaudre ich frohlockend, daß ich es vermochte.

Einsam bin ich, denn sie gingen alle hinter sich, die mir bisher folgten, aber dennoch will ich reden, einsiedlerisch, wie es nur die Schweigendsten verstehen. Nackt sah ich beide, den größten und den kleinsten Menschen: allzuähnlich sind sie noch einander. Wahrlich, auch den Größten fand ich allzumenschlich!

Es ist kälter um mich, aber wie viel freier und reiner ist die Luft in der Höhe als der Dunst im Tal! Manches Schwärmerische und Beglückende ist geschwunden, aber wie viel Besseres habe ich eingetauscht! Gleich würgenden Schlangen legten sich mir die „ewigen Wahrheiten“ von „Sünde“, „Gott“ und „Unsterblichkeit“ um den Hals, und jetzt atme ich frei. Wohl strömte aus dem Himmel des Nazareners, der wie eine Glocke über uns gespannt war, Licht herunter, aber kein Blick konnte durch ihn hindurchdringen. Der Glaube an eine Vorsehung und göttliche Weltordnung ist dahin samt dem Segen und Fluch, den er in sich barg. Ob sich das neue Wissen an uns rächen wird und uns zurückstoßen ins Tierische? Wißt ihr nicht, daß es nichts Süßeres gibt als den Honig der Erkenntnis?

Mit wem rede ich doch? Bin ich nicht einsam in Schnee und Eis? Habe ich doch allen Reizungen und Lockungen des Lebens abgesagt, das mich bald in die Höhe warf, bald in die Tiefe zog, um ganz ruhig und gleichmäßig meinem Werke nachzugehen. Doch sieh! Da kommt zu mir das Glück, ohne daß ich es suchte, und nun klopft und klopft es an meiner Tür, und so rede ich mit ihm und lasse es ein. Mag es bleiben, so lange es ihm gefällt!

Und so bauen wir denn mit einander an unsern Bienenkörben der Erkenntnis, und wir würden so gern von unsern Schätzen verschenken, wenn wir nur jemand hätten. Freilich haben wir in unserer Schatzkammer nichts von dem, was andern lieb und wert ist, aber wir schweben frei und furchtlos über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge. Die Freude an diesem Zustand teilen wir gern mit, will einer mehr von uns, dann sehen wir ihn freundlich an und schütteln mit dem Kopf.

Scheint euch das zu wenig? Wollt ihr nicht mitbauen? Wollt ihr lieber die großen „ewigen“ Verheißungen des Galiläers? Haltet nur immer demütig eure Hände hin und nennt uns die Armen am Geist! Auch wir haben ein Ziel, das die gesamte Menschheit umspannt! Die Stunde wird kommen und ist schon da, daß die Summe unserer bescheidenen Wahrheiten euern phantastischen Bau in der Luft in Vergessenheit bringen wird.

Wir begehren von den Dingen weiter nichts als Erkenntnis. Mit vollkommener Ruhe nahen wir ihnen, denn das ist der Zustand, in dem wir am tüchtigsten sind zur Erkenntnis wo wir am reinsten auf dem Saitenspiel der Seele spielen. Und wir können ruhig bleiben, was auch dabei herauskommen mag, und der Pflanze gleich den heilenden wie den

tötenden Samen von der Sonne küssen lassen, denn wir sind für nichts verantwortlich: alles ist Notwendigkeit, unser Erkennen, unser Glück und unsere Ruhe.

Spiel der Gedanken, es führt
eine der Grazien dich:
o wie weidest den Sinn du mir!
Weh! Was seh' ich? Es fällt
Larve und Schleier der Führerin,
und voran dem Reigen
schreitet die grause Notwendigkeit.

Wir bauen auf neuen Grundlagen. Ganz unten hin legen wir das Sicherste und Beweisbarste, später kommt das weniger Sichere. Wir beginnen aber nicht wie man das bisher machte mit dem Unbestimmtesten, Horizont-Wolkenhaftesten: „Gott". Unsere ersten Bausteine holen wir uns aus dem Nächsten der Erde, dann greifen wir zum Nahen; wir beginnen nicht mit dem Entferntesten.

Aber mit Bergen wollen wir bauen lernen! Wenig ist es, daß der Geist Berge versetzt, — wußtet ihr das schon? Ihr kennt nur des Geistes Funken: aber ihr seht den Ambos nicht, der er ist, und nicht die Grausamkeit seines Hammers! Wahrlich, ihr kennt des Geistes Stolz nicht! Aber noch weniger würdet ihr des Geistes Bescheidenheit ertragen, wenn sie einmal reden wollte! Und niemals noch durftet ihr euren Geist in eine Grube von Schnee werfen: ihr seid nicht heiß genug dazu! So kennt ihr auch die Entzückungen seiner Kälte nicht. Ihr seid mir Laue: aber kalt strömt jede tiefe Erkenntnis. Eiskalt sind die innersten Brunnen des Geistes: ein Labsal heißen Händen und Handelnden. Ehrbar steht ihr mir da und steif und mit geradem Rücken, ihr berühmten Weisen! euch treibt kein starker Wind und

Wille. Wer müde wurde, der wird selber nur gewollt, dem Löwenwilligen nur ist Erkennen Lust. Darum überwand ich mich den Leidenden, ich trug meine eigene Asche zu Berge, eine hellere Flamme erfand ich mir.

Machen wir uns auf bittere herbe Enttäuschungen gefaßt, wenn wir das wahre Wesen der Welt enthüllen! Der Irrtum hat sie so bedeutungsreich, tief, wundervoll gemacht, der Irrtum läßt sie Glück und Unglück in ihrem Schoße tragen. Der Irrtum hat solche Blüten wie Religionen und Künste hervorgetrieben, durch ihn sind die Menschen so zart und erfinderisch geworden. Doch still davon! Mag Hand und Herz auch bluten, wir dürfen uns mit solchen Dingen nicht mehr einlassen, ohne unser intellektuales Gewissen heillos zu beschmutzen und uns vor uns selbst und andern preiszugeben. Bisher waren die Menschen von religiösen Vorstellungen beherrscht, das muß aufhören! Ob sie sich schlechter zeigen werden? Ich finde nicht, daß sie sich unter dem Joch der Religionen gut und sittlich ausnehmen. Christentümler sind sie, und nicht Christen! Eine erbärmliche Figur ist doch der Alltagschrist! Denn gäbe es einen rächenden und belohnenden Gott, so wäre es unsinnig, nicht Priester oder Einsiedler zu werden und mit Furcht und Zittern einzig am eigenen Heile zu arbeiten.

Ruhe, Einfachheit, Größe! Das sollen unsere Bausteine sein! Das wollen wir den Menschen wiedergeben. Wenn Christus die Absicht hatte, die Welt zu erlösen, sollte es ihm nicht mißlungen sein? Macht euch euer Glaube selig? Ist euch eure „frohe Botschaft“ ins Gesicht geschrieben? Seht uns an, mein Glück und mich! Auf einsamer Bergeshöhe wohnen wir; denn was wir haben, hat keiner sonst, kann keiner noch verstehen, darum müssen wir abseits

leben; wir tauchen zu Zeiten in die Tiefe, aber wenn wir wieder ans Licht kommen, gehen wir hell und leicht unseren Gang wie ein klarer Strom, der den Sonnenschein bis in seinen Grund hinabspielen läßt.

Wenn wir ohne alle Hast in die Welt blicken nur mit dem einen Trieb, immer besser zu erkennen, so finden wir, daß es keine Gegensätze in der Welt gibt. Sanft geht eins in das andere über. Darum wollen wir die Begierden nicht mehr verketzern, auch nicht ausrotten; denn unser Ziel, so gut wie möglich zu erkennen, wird uns kühl machen, wird alle Wildheit in unserer Anlage besänftigen.

Es beunruhigt uns nicht, wenn von „ewiger Verdammnis" die Rede ist, diesem entsetzlichsten aller Gedanken; oder wenn gar von einer „Vorherbestimmung zur Hölle" geredet wird, wo die Verdammten Gottes Lob heulen müssen. Das sind für uns verschwebende Schattenbilder falscher Betrachtungen. Wir können freilich auch keine „ewige Seligkeit" versprechen. Bescheiden sind unsere „Verheißungen" im Vergleich damit. Wir würden uns auch für unsere Meinungen nicht kreuzigen lassen, denn wir sind ihrer nicht so sicher. Aber die Wahrheit sagen, wenn die Unwahrheit herrscht, das ist ein Gefühl über alle Gefühle, für das wir alle Qualen erdulden.

Und doch! Wozu das alles? Umsonst! Sinnlos! Wie sie laufen und rennen die Menschen-Ameisen! Jeder meint, daß um ihn sich die ganze Welt drehe. Lachen möchte ich, wenn ich nur könnte! Was soll mir die Sorge um all' die Dinge, die mich nichts angehen? Riesen kämpfen in meiner Brust; einer schreitet über den andern hinweg! Noch hält der eine das von Blut dampfende Schwert in der Hand, da wird er schon von dem nächsten niedergestoßen. So will auch ich das Schwert ergreifen und mir das dichteste Kampfgewühl aufsuchen!

Kann ich denn überhaupt einen Finger rühren? Muß ich die Dinge nicht laufen lassen, wie sie wollen? Ich nütze weder mir noch andern mit der ganzen Quälerei. Hat wohl je ein Mensch die Wahrheit gesucht wie ich es getan habe, allem widerstrebend und zuwiderredend, was meinem nächsten Gefühl wohl tat? Und was habe ich davon? Warum spielte ich nicht weiter das tastende Spiel auf dem Rücken der Dinge? Warum sah ich hinunter in die Geheimkammer der Natur, so daß ich nun den Menschen in seinen Träumen auf dem Rücken eines Tigers hängen sehe? Warum ist es mein Los, ihn zu wecken?

Schon wieder vergaß ich dich, du meine Herrin, Geliebte und Göttin zugleich, nach der ich Tag und Nacht lechze! Hast du mir doch meine Weisheit gesandt und die freien Geister und die Sonne und den Schnee und die Einsamkeit und das Lächeln des Glücks ob der neu gefundenen Wahrheiten, der Wahrheiten über dich! Wie gern gebe ich das ewige Leben für dich, die ewige Lebendigkeit! Oh! Daß ich in hundert Wesen, in Pflanzen, Tieren, Menschen, im Glanz des Mondes und in den Wellen des Meeres wiedergeboren würde, um dich zu erkennen, du Erdenleben!

Ich gedachte schon längst auf dem Gipfel zu sein, nun bin ich doch noch höher gekommen. Frischer, reiner, kühler, aber milder weht die Höhenluft mich an. Denn im Gebirge der Wahrheit klettert man nie umsonst: entweder man kommt heute schon weiter hinauf oder man übt seine Kräfte, um morgen höher steigen zu können. Mein Gang ist lebhafter und fester geworden, beide, Mut und Besonnenheit sind gewachsen, und so kann mein Weg noch einsamer und jedenfalls gefährlicher sein als früher. Was hülfe es mir auch, wen ich Gäste einlüde? Würde ich ihnen meine Speisen vorsetzen, sie würden doch alle davon

laufen. Und ich nötige niemand, hereinzukommen, lieber noch warne ich die Menschen vor mir! Und doch! Was gäbe ich, wenn sie sich nur ein paar Bissen schmecken ließen!

Aber keinen Schritt rückwärts auf meiner Bahn! Ich habe mich innerlich gesäubert, bin mir selber Heiland und Arzt geworden, habe alles Kränkliche und Verzagte überwunden und habe aufgehört, ungerecht gegen mich zu sein. So erfand ich mir ein neues, „gutes Gewissen". Auf dieser Bahn gehe ich vorwärts, denn was ich für mich getan habe, da habe ich auch für den Geringsten der andern getan. Ich verehre nur Eins: Die Befreiung des Geistes. Die höchste Reinheit vor Augen! Den Mut ungebrochen, und durch die tägliche Not immer höher, so wünsche ich mich, so will ich meine Freunde!

Wie gern möchte ich die Irrtümer, es gebe einen Gott, der das Gute von uns verlange, Wächter und Zeuge jeder Handlung, jedes Augenblicks, jedes Gedankens sei, der uns liebe, in allem Unglück unser Bestes wolle, mit Wahrheiten vertauschen, die ebenso heilsam, beruhigend und wohltuend wären! Aber solche Wahrheiten gibt es nicht; und doch sind die Menschen durch diese Irrtümer so zart, reizbar, leidend geworden, daß sie Heil- und Trostmittel der höchsten Art nötig haben. So entsteht die Gefahr, daß sie sich an den neu erkannten Wahrheiten verbluten. In dieser Not muß unsere *eigene* Einsicht helfen, da *wir* die Regierung der Erde selber in die Hand genommen haben.

Es ist nicht nötig, daß wir das Dasein gleich zum niedrigsten Preis verschleudern, wenn wir bisher an seinen höchsten Wert geglaubt haben; aber ist es nicht ein unbeschreibliches Glück, in das Morgenrot des vernünftigen Todes zu blicken? Wir brauchen nicht mehr auf den Befehl „Gottes" zu warten, wir selber

dürfen bestimmen, wann es Zeit ist, zu scheiden, dem Lichte zu — unsere letzte Bewegung, ein Jauchzen der Erkenntnis — unser letzter Laut!

Und damit vorwärts auf der Bahn der Weisheit, guten Schrittes, guten Vertrauens! Wie du auch bist, so diene dir selber als Quelle der Erfahrung! Wirf das Mißvergnügen über dein Wesen ab, verzeihe dir dein eigenes Ich, denn in jedem Falle hast du an dir eine Leiter mit hundert Sprossen, auf denen du zur Erkenntnis steigen kannst. Du kannst deine Seele bis in die geheimsten Tiefen erforschen, denn du brauchst dich nicht mehr scheu zu ducken vor ihrer „göttlichen Herkunft“ und ihrer „Unsterblichkeit.“

Ist es nicht mehr wert, als jedes Gebet, wenn du dir jeden Tag vornimmst, wenigstens e i n e m Menschen eine Freude zu machen? Und zuletzt, wenn du deinen Bienenkorb bis zum Rand mit dem Honig der Erkenntnis gefüllt hast, dann wirst du das Dasein nicht verachten und hassen, es aber auch nicht lieben, sondern über ihm liegen, bald mit dem Auge der Freude, bald mit dem der Trauer, und wie die Natur bald sommerlich bald herbstlich gesinnt sein. Mit fast boshafter Freude kannst du dann zusehen, wie die Zeit langsam deinen Geist und Leib anbricht und zerstört, als ob du aus einem Winkel heraus einen Dieb an deinem Geldschrank arbeiten sähest, von dem du weißt, daß er leer ist und alle Schätze gerettet.

Mit dieser Weisheit voller Schelmenstreiche, die dem Galiläer fremd ist, wollen wir reines, anschauendes, interesseloses Auge sein und in ruhiger Betrachtung über dem Dasein liegen. Wo eine Blume sich erschließt, und die Biene sich des Honigs freut, wo ein Menschenauge lächelt, da wollen wir uns mitfreuen, mitlieben! Das ist unser „Himmelreich“, das

herbeigekommen ist. Und wenn sich einmal die schrecklichen Untergründe des Seins aufschließen, wenn sich der unendliche Reichtum des Wesens aller Dinge ausschüttet, dann haben wir das Recht, als Wissende mitten hindurch zu schreiten. So halten wir's aus, und werden nicht zur Salzsäule.

Seht! Da reiten auf leichtesten Wolken die freiesten Geister! Es sind die Sturmvögel der neuen Zeit, sie verkünden die große Dreifaltigkeit der Freude in dem neuen Reich, dem Erdenreich, das auf Größe, Ruhe und Schlichtheit aufgebaut ist. Und ich sehe die Scharen derer, die in unser Reich eingehen wollen: Sie heißen Vernichter, denn sie kennen keine Schonung. Alles Falsche ziehen sie ans Licht. Wie Krieger morden sie mit gutem Gewissen; mit stolzer Gleichgiltigkeit opfern sie sich der Wahrheit, erdbebenhaft erschüttern sie die Seelen, und mit neuen Kräften drehen sie die Räderwerke in den Werkstätten des Geistes. Keiner unterwirft sich einem andern. Jeder kämpft und jeder siegt an *seiner* Stelle. Ob tot oder lebendig: er *siegt*. Und weit hinten, ein hohles Gespenst, versinkt das Kreuz mit den Armen am Geist, die jammernd ihre schwachen Arme danach ausstrecken.

Doch wo bleibt das Leben, das mir mit rosigen Fingern die Krone der Erde bot? Der Schatten nur kommt mir entgegen von dem, was einst ich geschaut. Alles ist gleich, es lohnt sich nichts, Welt ist ohne Sinn, Wissen würgt. Schon glaubte ich mit der Hand nach der reifen Frucht zu greifen, da schnellt der Ast weg; ich stand vor meiner Schatzkammer, doch der Schlüssel ist verloren.

Alles zerbrach ich, was je mein Herz verehrte, weg ist die Unschuld, die einst ich besaß. Zu viel klärte sich mir auf: nun geht es mich nichts mehr an. Nichts lebt mehr, das ich liebe, — wie sollte ich noch mich

selber lieben? Was blieb mir noch zurück? Ein Herz müde und frech, ein unstäter Wille, Flatter-Flügel, ein zerbrochenes Rückgrat. Das Suchen nach meinem Heim, das ist meine Heimsuchung, es frißt mich auf. Wo ist mein Heim? Darnach frage und suche ich, das finde ich nicht. Oh ewiges Ueberall, oh ewiges Nirgendwo, oh ewiges Umsonst!

Der Schatten der Dinge kam zu mir. So sei mir willkommen, du mein einziger und letzter Genoß! Wir dachten übel von einander; nun wir uns nahe sind, müssen wir einander schon lieben. Ich kenne dich und deinesgleichen. Bin ich doch in der Unterwelt gewesen und habe des eignen Blutes nicht geschont, um mit euch reden zu können. In das grellste Sonnenlicht habe ich die Dinge gesetzt, hoch oben in der reinen Luft, und das kam auch euch zugute, ihr Schatten, denn ihr konntet euch in die Tiefe und in die Länge erstrecken, so viel Kraft ihr nur hattet, ihr Kraftlosen. Wohl sah ich euch, doch blickte ich weg, denn euer Anblick tat mir weh. Warum müssen alle Dinge einen Schatten werfen?

So bleibe denn bei mir, geliebter Schatten, damit ich dich näher kennen lerne und mich in meiner Einsamkeit nicht selber auffresse! Und da ich dich bisher vernachlässigte, so sage mir, womit ich dir etwas zuliebe tun kann.

„Gehe mir ein wenig aus der Sonne, es wird mir zu kalt“

„Was soll ich tun?“

„Tritt unter diese Fichten und schaue dich nach den Bergen um, die Sonne sinkt.“

„Wo bist du? Wo bist du?“

5. Vor Sonnenaufgang

O Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Lichtabgrund! Dich schauend schaudere ich vor göttlichen Begierden. Zusammen lernten wir alles, zusammen lernten wir über uns zu uns selber aufsteigen und wolkenlos lächeln. Und wanderte ich allein: weß hungerte meine Seele in Nächten und Irrpfaden? Und stieg ich Berge, wen suchte ich je, wenn nicht dich, auf Bergen? Bist du mir doch der Spiegel des Lebens, der Spiegel meiner Geliebtesten, meiner Göttin; in deine Reinheit hüllt sie ihre Schönheit, doch ihre Liebe redet Offenbarung zu meiner brausenden Seele. Ueber ihr stehst du als ihr rundes Dach, ihre azurne Glocke, ihre ewige Sicherheit.

Und wen haßte ich mehr, als ziehende Wolken und alles, was dicht befleckt? Und meinen eignen Haß haßte ich noch, weil er dich befleckte. Denn Zieh-Wolken und Zwischenschatten und feuchte Trübsale sind Gut und Böse, gleich schleichenden Raubkatzen nehmen sie dir und mir, was uns gemein ist, das ungeheure unbegrenzte Ja- und Amen-Sagen. Das Leben aber ist getauft am Borne der Ewigkeit und Jenseits von Gut und Böse, und du Himmel Unschuld stehst über der Herrlichen, und Ja will ich sagen zu allem was sie tut.

Welch' Glück, sie zu schauen, die Göttliche, wenn sie im Sturm über Erde und Menschen wegfegt, im wirbelnden Tanz sich bald zur Seite, bald nach Oben schleudert, da mitnimmt, dort wegwirft oder liegen läßt, ganz wie's ihr gefällt! Wie zuckt der Blitz aus der machtvollen Hand! Wie ergießt sich der Hagel ohne Zweck, ohne Ziel! Und stumm geht der Himmel wieder auf über dem brausenden Meere. Da ist kein Du sollst!, kein Du sollst nicht! Da ist nichts Schwaches und nichts Krankes, nur Kraft und Schönheit. Und wenn Aeste splittern, so ist's saftiges Holz vom grünen Baum. Und wenn Blut fließt, so ist's rotes, warmes Lebensblut, nicht fauliger Eiter aus schwärender Wunde.

Mit den eisernen Händen der Notwendigkeit schüttelt das Leben den Würfelbecher des Zufalls und spielt sein Spiel unendliche Zeit. Mit eisernem Griff greift die Götin durch die Spinnenfäden menschlicher Gedanken, als ob sie Luft wären. Wo liebliche Bachtäler sich hinziehen sollen, da müssen erst Riesenfinger die Erde aufreißen, und Tempel erbaut man auf granitenen Blöcken, die von Cyklopenhänden aufgeschichtet sind.

Ich kann mich nicht satt sehen an dem Walten des Lebens unter reinem Himmel. In seine Höhe will ich mich werfen, in seiner Reinheit und Unschuld mich bergen! Doch zuvor will ich mir noch erzählen, wie ich das schlimmste Geschenk des Galiläers, die christliche Moral besiegte.

Sieh! Da kommt sie wieder angekrochen auf langgegliederten Füßen, die alte Vernunftspinne und spannt ihre staubigen Fäden über den reinen Himmel, den Tanzboden für die göttlichen Zufälle des Lebens, den Göttertisch für seine göttlichen Würfel. Nach menschlichen Melodien soll das Leben tanzen,

und die Würfel sollen fallen, wie es Menschenwitz gefällt. So erdachten sie die Vernunftsspinne. Denn Entsetzen erfaßte sie ob des furchtbaren Spiels der ewig Lebendigen, und ihr Wahn schuf ihnen einen „Schild", den nannten sie Gott.

Und als sich die Menschen unter ihres Gottes Schutz ein wenig sicher fühlten, da schielten sie durch die Maschen des Netzes und sahen voll Entzücken dem Walten der wahren Göttin zu, und ein Gelüste nach Macht stieg in ihrem Herzen auf: „Wie? Wenn wir unsere Vernunftspinne allmächtig machten und zum Herrn über das Leben? Dann brauchten wir nicht mehr zu warten, was den „Vernunftlosen" zu tun einfällt; „Gott der Allmächtige" lenkt ja die Welt und alles, was darinnen ist, und ist es nicht unser Gott und wir seiner Hände Werk? Nach seinem Bilde schuf er uns, und nur wenig hat er uns hinter sich zurückbleiben lassen. So regieren wir mit ihm, und dereinst werden wir mit ihm über dem Leben thronen und hoch über den Wolken des Himmels die Welt richten.

Enger und enger spannen die Menschen die Maschen ihrer Vernunftspinne, bis der Himmel grau war von den Fäden der Langfüßigen. Die krümmsten und feinsten Fäden ließ man sie spinnen, dunkel und unverständlich für den menschlichen Verstand, aus dem sie doch gezogen waren. Man spann und spann, bis von dem Himmel nichts mehr zu sehen war, und bis die Vernunftspinne selbst in einem Dunkel saß, in das kein Auge dringen konnte. Wehe aber dem, der bis zum reinen Himmel durchzudringen suchte, der nicht den Geist der „Macht" im Staube anbetete und den Staub selbst noch küßte: sein Leib wurde verbrannt, ein lieblicher Duft für den „Allmächtigen", seine „Seele" der ewigen Flamme überliefert und seine Asche in die Winde zerstreut.

Wehe dem, der hier noch zweifelt! Gott ist allwissend, also weiß er auch, warum er die Menschen nur eben Blicke in seine Geheimnisse tun läßt, um deren Enthüllung sie sich abmühen. Wer den Glauben hat, der sieht alles im hellsten Lichte, aber der Glaube ist ein Geschenk des „Allmächtigen", und er schenkt ihn, wem er will. Und so thront er über den Wellen, in denen die Vernunft ertrunken ist und lauscht dem Lobgesang, den Blindheit und Taumel ihm darbringen. Wehe dem, der zweifelt!

Horch! Wie sie singen: „Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißest du es, du verstehest meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest. Du schaffest es, was ich vor und hernach tue, und hälst deine Hand über mir. Solches Erkenntnis ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kann's nicht begreifen. Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte, und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsternis möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsternis ist wie das Licht."

O Himmel über mir, du Reiner! Lieber will ich ohne Himmel im Abgrund sitzen, als dich, Licht-Himmel mit der allwissenden Vernunftspinne befleckt sehen. „Von Ohngefähr" — das ist der älteste Adel der Welt, den gebe ich allen Dingen zurück; ich erlöse sie von der Knechtschaft unter dem Zwecke. Diese

Freiheit stelle ich gleich azurner Glocke über alle Dinge, daß über ihnen und durch sie kein „ewiger Wille" — will. Diese selige Sicherheit finde ich an allen Dingen, daß sie auf den Füßen des Zufalls tanzen. O Himmel über mir, du Reiner! Hoher!

Seht! Wie das Leben unter reinem Himmel seine Gaben hinstreut! Nicht gütig, nicht zornig, nicht geizig, nicht zudringlich. Es kommt, wenn es Zeit ist, ohne gebeten zu sein, und es geht, wenn die Sehnsucht gestillt ist, ohne Dank. Und da habt ihr euch einen Gott darüber gesetzt, der euch behütet und bewacht und am Gängelband führt und beschenkt, wenn man bittet und dankt. Ihr seid nie mehr allein mit euch und dem Leben. Doch lieber des Teufels sein, als diesen unvermeidlichen übernatürlichen Nachbar immer um sich haben!

Doch warum Gott oder Teufel? Haben wir nicht die Regierung der Erde selbst in die Hand genommen? Reichen wir uns die Hand, die wir an Mensch und Leben glauben! Reichen wir uns die Hand über Länder und Völker hinweg! Steuern wir unser Schiff selbst! Und wenn es stranden sollte, was tut's? Nur Mut! Wir können irren, versuchen, mit uns experimentieren, es ist ja alles nicht so wichtig! Was liegt an uns!

Horch! Wie klingen die Glocken so düster und süß am Kreuzweg zwischen Tag und Nacht! Knie nieder, falte die Hände und bete zu Gott, daß er dich umkehren lasse und du werdest wie ein Kind und eingehest in sein Reich!

Wohin ist dein Mut! Willst du wieder in der „Hoffnung" leben, dich auf „unaussprechliche Herrlichkeiten" vertrösten und dir das Beste von göttlicher Liebe und Gnade schenken lassen? Hast du nicht das Leben in deinen Armen? Halte es fest und fester und verteidige es gegen Gott und Teufel, wenn sie



es dir streitig machen wollen! Zerreiße den Wolkendunst, der dir den Anblick der Geliebten raubt, der dich den reinen Himmel nicht sehen läßt!

Denn aus dunkler Wolke heraus legte der alte Richtergott den Menschen steinerne Tafeln auf den Nacken, so daß sie den Kopf nicht mehr zum reinen Himmel erheben konnten. Zehnmal schrieb er mit seinem Finger darauf: Du sollst! und: Du sollst nicht!

Neu waren seine Gesetze und gottloser als alle, die vorher gewesen waren, denn sie schafften alle Götter ab bis auf einen, den Eifersüchtigen. Grausenhaft wie Feuerflammen aus dem Zornbusch in endloser Wüste kam der Gedanke vom Tode der Götter zu dem, der ihn dachte und ließ ihn nicht mehr los. Wie ein Mörder überfiel er ihn in der Nacht und wollte ihn töten. Ueber Meere und Länder trieb er ihn, und jagte ihn wieder zurück zur Wüste. Aufs Neue tönte er ihm entgegen von dem Gipfel des himmelragenden Berges aus tosendem Ungewitter gleich Posaunen von Engeln geblasen, bis Schauder und Ehrfurcht die Qualen seines Gewissens niederschlug, so daß er ihn den Menschen verkündete.

Liebend hatte ihn das Leben mit der Hand berührt, mit dämonischer Gewalt war es über ihn hereingebrochen, und es hatte ihn heulen und winseln lassen wie ein Tier; aber er legte sich eine Decke vor die Augen, denn er vermochte es nicht, den letzten Gott zu töten, auf daß das Leben allein lebe. Steinerne Tafeln legte er zwischen sich und die Herrliche, da sie sich ihm hingeben wollte. Und besser wahrlich als zweischneidige Schwerter trennten ihn die steinernen Tafeln von der einzig Lebendigen.

Weil er sie nicht lieben konnte, haßte er sie und lehrte die Menschen Lästerworte gegen sie reden. So wandten sie sich ab vom Leben und wurden schwach

und krank und voll Rachsucht gegen die Kraft. Noch immer schwirrt die Luft von den abgeschlossenen Pfeilen und Pfeilchen ihrer Bosheit, so daß die Sonne und der Himmel des Lebens dadurch verdunkelt werden, so verdunkelt, daß wir Sonne und Himmel mitunter leugnen, bloß weil wir sie so lange nicht gesehen haben. Möchten sie doch dahinfahren, diese Krankenbolde, diese Kränkelnden und Gedrückten, die nicht mehr den Mut haben, gesund zu werden und zu leben!

Immer höher stieg der Erzfeind des Lebens, der Tod aus seiner unterirdischen Höhle; mit weit geöffnetem Rachen brüllt er in einem fort: „Du sollst! und Du sollst nicht!“ und vergiftet mit seinem Pesthauch das Reich des Lebens. Eifrige Diener hat er an denen, die sich Jünger des Galiläers nennen.

Der Galiläer selbst zwar führte das Gesetz zu Ende und zeigte den kürzeren Weg der Gnade. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollten. Aber sie werden gerecht, und sollten es Schächer am Kreuze sein, wenn sie sich nur schuldig bekennen und ihn lieben, den „Heiland“, der die Wahrheit ist und der Weg zum „Vater“, zu den ewigen Hütten. Das Gesetz ist tot, die Schuld vernichtet. Aber — sie sind allzumal Sünder. Hätte er doch die Unschuld der Welt gepredigt! So aber blieb das: Du sollst! Du sollst nicht!

Und was versprach der Galiläer denen, die ihn liebten? Nicht Kraft und Schönheit und Fülle, sondern daß sie bei ihm bleiben sollten: Das ewige Leben.

Da rieb sich der Tod, der Erzfeind der ewigen Lebendigkeit, die knöchernen Finger, daß es rasselte, und er wetzte die Sense und spornte sein fahles

Roß, und schneller lief sein Stundenglas. Gellend klang sein hohles Hohngelächter: „Mögen sie sich ihren Himmel mit dem ewigen Leben verdienen“!

Eine uralte Lüge ist es, die den Menschen zerlegte in Seele und Leib; und niemand predigte mehr Verachtung des Leibes, als die, so sich nach dem Galiläer heißen. Ein verwesendes Stück Fleisch ist er ihnen, dieses herrlichste Geschenk des Lebens, der schaffende Leib, der sich den Geist als eine Hand seines Willens schuf. Denn sie haben Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein, um mit ihm teil zu nehmen an der göttlichen Herrlichkeit. Darum will ihr Selbst sterben, darum kehren sie sich vom Leben ab und verleumden den Leib. Sie meinen, sie seien zu gut und zu bedeutend für diese Erde, auf der sie sich nur vorübergehend aufzuhalten glauben. Mit ihren Begriffelchen von ein paar Tausend Zeitminütchen wollen sie dem ewigen allgemeinen Dasein ewig lästig fallen, die Zudringlichen! Sie denken nicht an alle andern Dinge, von denen sie dann in alle Ewigkeit ertragen werden müßten, wie diese es bisher getan haben mit mehr als christlicher Geduld, die Schamlosen! Sie denken wohl, diesen Dingen ein ewiges Wohlgefühl an sich geben zu können. Und doch wäre ein einziger unsterblicher Mensch auf der Erde schon genug, um alles andere, was noch da wäre, durch Ueberdruß an ihm in eine allgemeine Sterbe- und Aufhängewut zu versetzen.

„Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte, und du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!“ Denn, wenn des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, dann werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, gleich als ein Hirte die

Schafe von den Böcken scheidet. Und er wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: „Kommt her ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Wahrlich, was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer! Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeist. Wahrlich, was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan."

Und da stehen nun die Aermsten und schaffen ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern. Sie wollen alle schuldig sein; vielleicht ist der strafende Gott dann gnädiger. Ueberall wurde das Kreuz aufgerichtet und die Erde damit als der Ort bezeichnet, wo der Gerechte zu Tode gemartert wird. Sie, der Garten des Lebens wurde zur Wiese des Unheils, und das Sterbebett wurde zu einem Marterbett. Entsetzliche Boten kommen zu dem, der glaubt, er könne der ewigen Verdammnis nicht mehr entrinnen. Die Gestalten von Verstorbenen nahen sich ihm mit Gesichtern. die Spuren furchtbarer Leiden tragen. Die dunklen Wände im Zimmer des Schlafenden erhellen sich, und auf ihnen zeigen sich in gelbem Qualme Marterwerkzeuge und ein Gewirr von Schlangen und Teufeln.

Einst sprach man: „Gott ist die Wahrheit" ich aber sage euch: Gott ist der Wahn. Er ist der Wahn der Menschen, die es in sich nicht aushalten und in einem Außer-Sich aufgehen wollen. Es ist der Wahn derer, die sich dem Mächtigen hingeben wollen



und sich an dem Gedanken berauschen, Eins zu sein mit ihm, bis sie glauben, der Rausch allein sei die Wahrheit.

Uns aber, die Erkennenden, gehen die Götter und das Nach-dem-Tode nichts mehr an. Wir gehen nicht ein zu unseres Herrn Freude und nicht hinaus in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen sein wird. Uns lockt nicht Abrahams Schoß und uns schreckt nicht die Hölle und die Qual. Wenn wir mißraten, können wir uns durchstreichen wie einen falschen Satz, oder wir können langsam, langsam hart werden wie ein Edelstein und zuletzt still und zur Freude der Ewigkeit liegen bleiben. Einst sagte man: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Gehen wir heute der Abkunft des Menschen nach, so begegnet uns der Affe nebst anderem greulichem Getier und fletscht verständnisvoll die Zähne, wie um zu sagen: nicht weiter in dieser Richtung! Und am Ende des andern Weges steht die Graburne des *letzten* Menschen und Totengräbers, denn es gibt für die Menschheit keinen Uebergang in eine höhere Ordnung, so wenig die Ameise und der Ohrwurm am Ende ihrer „Erdenbahn“ zur Gottverwandtschaft und Ewigkeit emporsteigen. Das Werden schleppt das Gewesensein hinter sich her: warum sollte es von diesem ewigen Schauspiele eine Ausnahme für irgend ein Sternchen und wiederum für ein Gattungchen auf ihm geben! Fort mit solchen Sentimentalitäten!

Fort aber auch mit Sünde und Strafe. Alles habt ihr euern Gott schaffen lassen, nur die Sünde habt ihr von euch aus noch dazu getan. Glaubt doch nur, daß ihr nicht böse seid, dann hört ihr auf, es zu sein! Aus Ursache und Wirkung hat man Sünde und Strafe gemacht, und man hat diese bösesten Unkräuter die ganze Erde so überwuchern lassen,

daß dem Leben und seinen Taten alle Unschuld geraubt wurde. Ja, man hat die Tollheit so weit getrieben, die Existenz selber als Strafe empfinden zu heißen, es ist, als ob die Phantasterei von Kerkermeistern und Henkern bisher die Erziehung des Menschengeschlechtes geleitet hätte! Wie gern möchte ich dem menschlichen Dasein etwas von seinem grausamen und herzbrechenden Charakter nehmen!

Die Gewissenhaften und nicht die Gewissenlosen sind es, die so furchtbar unter dem Druck von Bußpredigten und Höllenängsten zu leiden haben. Denen gerade ist das Leben am meisten verdüstert worden, die Heiterkeit und anmutige Bilder nötig hatten, damit die Menschheit sich ihrer erfreuen könne und von ihrer Schönheit einen Strahl in sich hinübernehme. O, wie viel überflüssige Grausamkeit und Tierquälerei ist von denen ausgegangen, die Sünde und Strafe erfunden haben!

Ihr Himmelverdüsterer, ihr Lebensfeinde und Todeshelfer. wie habt ihr es verstanden, die herrlichste Gestalt der alten Götterwelt, die meerschaumgeborene Aphrodite und den Eros in den Staub zu ziehen und zu Teufeln zu machen! In den Ursprung des Lebens habt ihr Unreines gelegt! „Wollust ist Sünde“. so sagt ihr und predigt dabei den Tod, „laßt uns beiseite gehen und keine Kinder zeugen!“

Wollust: allen bußhemdigen Leib-Verächtern ihr Stachel und Pfahl, und als „Welt“ verflucht bei allen Hinterweltlern: denn sie höhnt und narrt alle Wirr- und Irrlehrer.

Wollust: dem Gesindel das langsame Feuer, auf dem es verbrannt wird. allem wurmichten Holze. allen stinkenden Lumpen der breite Brunst- und Brodelofen.

Wollust: für die freien Herzen unschuldig und frei. das Garten-Glück der Erde, aller Zukunft Dankes-Ueberschwang an das Jetzt.

Wollust: nur dem Welken ein süßlich Gift, für die Löwen-Willigen aber die große Herzstärkung, und der ehrfürchtig geschonte Wein der Wein.

Wollust: das große Gleichnis-Glück für höheres Glück und höchste Hoffnung. Vielem nämlich ist Ehe verheißen und mehr als Ehe, vielem, das fremder sich als Mann und Weib: und wer begriff es ganz, wie fremd sich Mann und Weib sind!

Wollust: doch ich will Zäune um meine Gedanken haben und auch noch um meine Worte: daß mir nicht in meine Gärten die Schweine und Schwärmer brechen!

Und selig preise ich, und wahrlich zum ersten Male, die Selbstsucht. Die heile, gesunde Selbstsucht, die aus mächtiger Seele quillt: aus mächtiger Seele, zu welcher der hohe Leib gehört, der schöne, sieghafte, erquickliche, um den herum jedwedes Ding Spiegel wird: — der geschmeidige überredende Leib, der Tänzer, dessen Gleichnis und Auszug die selbstlustige Seele ist. Solcher Leiber und Seelen Selbst-Lust heißt sich selber: „Tugend". Von sich weg bannt sie alles Feige, sie spricht: schlecht, das ist feige! Verhaßt ist ihr und ein Ekel, wer nie sich wehren will, wer giftigen Speichel und böse Blicke hinunterschluckt, der Allzu-Geduldige, Alles-Dulder, Allgenügsame: das nämlich ist knechtische Art. Ob einer vor Göttern und göttlichen Fußtritten knechtisch ist, ob vor Menschen und blöden Menschenmeinungen: alle Knechts-Art speit sie an, diese selige Selbstsucht. After-Weisheit, so heißt sie alles, was Knechte und Greise und Müde witzeln, und sonderlich die ganze schlimme aberwitzige, überwitzige Priester-Narrheit! Die Afterweisen aber, alle die Priester, Weltmüden und wessen Seele von Weibs- und Knechtsart ist, o, wie hat ihr Spiel von jeher der Selbstsucht übel mitgespielt! Und das gerade sollte Tugend sein und

Tugend heißen, daß man der Selbstsucht übel mitspiele! Und „selbstlos“, so wünschten sich selber mit gutem Grunde alle diese weltmüden Feiglinge und Kreuzspinnen.

Der Galiläer sprach das Du heilig, ich aber spreche das Ich heilig, auf das jeder frei sein Haupt erhebe und durch Todeshauch zum Leben durchdringe, das von Morgen bis Abend Ich sagt und Ich tut. Seht nicht nach dem Nächsten und fragt euch nicht, was ihr aus ihm machen könnt! Formt aus euch etwas, das er mit Genuß sieht, einen schönen, ruhigen, in sich abgeschlossenen Garten, der hohe Mauern gegen die Stürme und den Staub der Landstraßen, aber auch eine gastfreundliche Pforte hat.

Seht hin, wie das Leben über die Erde schreitet! Es ist eine Löwin, die auf Raub auszieht für ihre Jungen. So gehet ihr hin und tut desgleichen! Mag der Himmel über dem Leben gefährlich sein, die Luft bleibt kräftig und streng. Nehmt das Schwert in die Hand und kämpft, ein jeder mit seinem Nächsten, auf daß die Kraft wachse, und jeder ganz herrlich herauskomme. Noch gibt es viel Glück und Schönheit in der Welt, das der Entdeckung harrt, weil die Prediger des Todes es „böse“ heißen.

Sieh dir den „Bösen“ an, wenn er auszieht das Messer in der Faust, und wenn er heimkehrt gesättigt von Blut! Wie die wilde Landschaft hat er seine eigenen kühnen Linien; er hat sich selbst erobert, er besitzt sich, und er allein hat auch das Recht, sich zu strafen, wenn sein Stolz es ihm gebietet, und er seinem Herzen den seltenen und seltsamen Genuß einer Abend- und Sonnenuntergang-Ruhe schenken will. Wie entzückend er dasteht im Gefühl dieser Macht, bereit, um ihretwillen alles zu leiden!

Ja duckt euch nur, ihr Feiglinge vor dem „Bösen“! Er möchte mehr tun, als euch die Haare krüm-

men. Flüchtet euch zu eurem lieben Gott, der alle Haare auf eurem Haupt gezählt hat. Reibt so lange an allen Ecken und Kanten des Lebens, bis es ruhig dahinläuft wie unzählige, winzige, runde Sandkügelchen, in denen ihr langsam und behaglich ersticken mögt, die Schürze der Pflicht vor's Gesicht haltend.

Macht eure Hände und Seelen hart, denn es ist ein Abenteuer zu leben. Werdet Herr über euer Mitleid, seht über den Nächsten hinweg und laßt euch durch seine Angst nicht hindern, mit neuer Pflugschar den Boden zu brechen und für alle fruchtbar zu machen! Sind nicht zu allen Zeiten, die „Bösen“, die ihre eigenen Wege gingen, die Herolde des Lebens gewesen?

Zu wem rede ich doch? Unzählige sind um mich, die ich noch nicht sehe, meine Kinder, die Kinder des Lebens. Sie kommen mir, wenn ich erst meine Fahrt antrete zu unbekannten Weltteilen. Schon liegen meine Schiffe im Hafen, ein leiser Wind erhebt sich, und die Segel fangen an, sich zu blähen. Noch ein wenig Geduld, bis die letzten Nebel verflogen sind!

Doch zuvor heißt es Abschied nehmen, Abschied von allem, vor dem Jahrtausende anbetend niederfielen, Abschied von dem, was auch mir das Liebste war.

Dies ist der Herbst: der bricht dir noch das Herz!

Fliege fort! fliege fort!
Die Sonne schleicht zum Berg
Und steigt und steigt
Und ruht bei jedem Schritt.

Das Schreiten tut so bitter weh, nicht nur das Vorwärtsschreiten, nein das Schreiten, wenn man bei jedem Schritt über stahlharte Dinge stolpert, die ewige Wahrheiten sein wollten und an die geglaubt

wurde. Wer ist wie ich hineingestiegen in die Eingeweide der Erde, aus denen das „Böse" und die „Strafe" und die „Hölle" kommt? Wer ist gleich mir über „Seele", „Gott" und „Unsterblichkeit" emporgestiegen und hat das Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen und ist — leben geblieben? Doch, was liegt an mir?

Wie teuer habe ich alles erkaufen müssen! Und welche Last liegt noch auf mir! Darf ich sie abwerfen? Habe ich noch die Kraft, sie abzuwerfen? Wohin ist die Seligkeit der Liebe, die als ein Wunder voll goldenen Glanzes über alle Worte und Bilder hinaus zu mir kam? Was hilft es, Recht zu haben um den Preis der Liebe, und was hilft es, sein Wertvollstes nicht mitteilen zu können, um sich Liebe zu erhalten? Und so hört man schließlich auf, sich selbst zu lieben, wenn man aufhört, sich in der Liebe zu andern zu üben.

Was ward die Welt so welk!
Auf müd gespannten Fäden spielt
Der Wind sein Lied.
Die Hoffnung floh —
Er klagt ihr nach.

Das war mein erster Mut: ich verlernte das Mitleiden mit mir, und das war mein anderer Mut: ich warf den Götzendiener in mir um. Wie ein Blitz durchhieb meine Weisheit mit diamantenem Schwerte die Ziehwolken, und ich schaute den Himmel. Aber nun sitzen Wahrheiten, die noch kein Lächeln vergoldet hat, grüne, herbe, ungeduldige Wahrheiten um mich herum. Erst grub ich sie heraus aus tiefem Schacht, in den zu steigen für gottlos galt, nun werfen sie sich zu meinen Führern auf; und wahrlich! ich will ihnen folgen, mögen sie mich

zum Leben führen, oder zum Tod. *Was liegt an mir!*

Das Salz des Galiläers ist dumm geworden, sein Sauerteig säuert nicht mehr. Ein kleines, schwaches, dämmerndes Wohlgefühlchen überall gleichmäßig verbreitet, das wäre seine Welt. Noch ein wenig glimmt sein Licht, aber in seinem düstern Schein dünkt uns die Welt böse und verächtlich. Wir aber wollen alle Dinge segnen und Ja zu ihnen sagen!

O, wie kalt und schaurig weht mich das an! Wo bleibt die Liebe, mit der einst der Galiläer die Welt geliebt, wo bleiben die Opfer, die seine Bekenner ihm gebracht haben? Wo der Trost, den er für Verzweifelnde ausgestreut?

Bringt alles mit: Opfermut und Liebe und die ganze Feuerglut eurer Sinne! Steigt hinauf zu den Sternen, wenn ihr die Erde durchwandert habt; und wenn die Sterne kein Geheimnis mehr vor euch haben können, so steigt hinunter zur Unterwelt, und wenn es nichts mehr zu erkennen gibt, dann wird euch euer eigenes Feuer verzehren; und ihr könnt ruhig zusehen, bis nichts mehr zu sehen ist. Wollt ihr als Jünger des Galiläers im Sand ersticken, oder als Jünger der Erkenntnis im Licht verbrennen?

Wie sich das häuft, wie es aufquillt: Erfahrungen, Erlebnisse, Gedanken über sie und Träume über diese Gedanken, ein unermeßlicher entzückender Reichtum! Kommt zu mir, all' ihr Kranken und lernt von mir, daß ihr gesund seid! Liebt euch, macht euch Freude! Ich habe das Glück und das Wehe der Guten und Bösen getragen; und auch das fand ich menschlich, allzumenschlich.

Ist euch das alles zu düster? Wir müssen die Dinge lustiger nehmen als sie es verdienen, denn allzu lang haben wir sie ernster genommen als sie es

verdienen. Darum freut euch an dem Bildchen, das mein Stift euch zeichnet:

„Inmitten des Ozeans des Werdens wachen wir auf einem Inselchen, das nicht größer als ein Nachen ist, auf, wir Abenteurer und Wandervögel, und sehen uns hier eine kleine Weile um: so eilig und so neugierig wie möglich, denn wie schnell kann uns ein Wind verwehen oder eine Welle über das Inselchen hinwegspülen, so daß nichts mehr von uns da ist! Aber hier, auf diesem kleinen Raume, finden wir andere Wandervögel und hören von früheren, und so leben wir eine köstliche Minute der Erkenntnis und des Erratens, unter fröhlichem Flügelschlagen und Gezwitscher mit einander, und abenteuern im Geiste hinaus auf den Ozean, nicht weniger stolz als er selber."

Und ich fragte die Menschen:

„Lockt euch das nicht mehr als alle Verheißungen, die ihr bisher gehört habt?" Doch ich durfte nicht so reden, denn noch hatte ich die Einsamkeit nicht zu tragen gelernt. Und man wollte mir meinen Himmel wieder verdüstern und mir meine Seele rauben. Ich hatte die geblähten Segel meiner Schiffe vergessen. Wen wollte ich finden auf meiner einsamen Fahrt? Mich selbst und das Leben. Und wenn ich uns beide wiedergefunden hatte, dann wollte ich wieder zu den Menschen kommen.

Bettler ihr! Denn euch zum Neide
Ward mir, was ihr nie erwerbt:
Zwar ich leide, zwar ich leide,
Aber ihr, ihr sterbt, ihr sterbt!
Auch nach hundert Todesgängen
Bin ich Atem, Dunst und Licht,
Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
Sterben? Sterben kann ich nicht!

Auf die Schiffe!

6. Lernt mir lachen

O Erde unter mir, du blumiger Garten des Lebens, wie lechztest du einst als jungfräuliche Braut nach der Umarmung des Himmels droben! Da neigte er sich zu dir mit den Küssen seines Mundes und tränkte dich mit seinem Tau. Jubelnd sprang aus dir das Leben empor: Sehnend streckt sich die Blüte nach oben und prachtvoll schreitet das Tier über den grünen Rasen. Sie beugen sich vor der Urgestalt des Menschen, der sich aus ihrer Mitte erhebt und steht. Wohin er blickt, lacht ihm sein eigenes Bild entgegen: üppiges, triumphierendes Dasein. Das gibt und nimmt und quillt und schafft und lacht dazu. Auf weichen Boden bettet es sich, und durch Felsen zwängt es sich, und der Mensch ihm nach, huschend und haschend, Geschöpf und Schöpfer, Leben und Tod.

Voll tiefster Ehrfurcht steht er vor der ewig zeugenden Allgewalt des Zaubers der Liebe, und immer neue Schauer der Dankbarkeit durchrieseln seinen Leib. Bebend vor Lust beschwört er den Himmel, der seinen Segen in Strömen herabgießt, der Mutter Erde zu nahen, tanzend rast er dahin über die ewig junge, bräutlich sich schmückende, sie zu wecken aus dem stärkenden Schlaf; da raunt ihm der

sanfteste Abendwind wie Elfengeflüster ein Wort ins Ohr, das ihn wie ein Sturmwind in die Höhe reißt. Noch wagt er es nicht auszusprechen, mit frommer Schweigsamkeit verschließt er es, bis die Liebe seine Zunge löst und er das schöpferische Zauberwort Dionysos zu sprechen vermag.

Ein überströmender Reichtum aller Kräfte wohnt in dem Einen Menschen liebreich bei einander. Die Sinne sind heimisch im Geiste, der Geist ist zu Hause bei den Sinnen, die von einem Gleichnis-Rausche der höchsten Geistigkeit verklärt werden. Leib und Seele blühen und sagen Ja zu allem, was da lebt. Mit gewaltiger Hand greift der Mensch nach dem, was sein Herz begehrt, ohne Zaudern tritt er die Zaghaften nieder, und nichts Stolzeres gibt es, als wenn er auf zerschmetterten Felsen und Hügeln von Leichen steht. Wer kennt höheres Glück als er? Er komme, und unterweise ihn!

Rauben will der Mensch, denn seliger als das Geben dünkt ihn das Nehmen, und seliger noch als das Nehmen das Rauben. Ein Ekel aber ist ihm jedes Geschenk: Hunden macht man Geschenke oder Schweinen. Nur kranke und überreife Frucht fällt vom Baume, saftige reißt der Wind herab. Und was der Mensch raubt, das hält er fest, das ist seine Menschenwürde. Mag der Raub ihm Qualen über Qualen bringen, er preßt die nervige Faust nur fester zusammen, denn er liebt nichts heißer, als was er geraubt. Und sind die Glieder in Ketten gelegt, er sinnt nur darüber nach, wie er zu dem großen Raub noch zwei kleine hinzutun könnte. Schwer hebt sich die gezwängte Brust, doch der Mensch denkt seinen Raub und stößt sein Triumphgeschrei aus.

Sein rasendes Begehren zum Dasein ergießt sich bald als donnernder Strom, bald als zartester, zerstaubter Bach in alle Adern der Welt, aber schau-

dernd bebt er vor dem zurück, was er Tod nennt, denn noch kennt er nicht das Geheimnis des Lebens, der ewig jungfräulichen Circe, die sich selbst verwandelt. Kühn strebt er zu den Wolken empor, um in den ewigen Himmel seinen Turm zu bauen, auf daß er dort das ewige Leben erjage.

Da hört er ein versucherisch Wort: „Nur dem Demütigen wird Gelingen zuteil; beuge dein Haupt, und du wirst den Baum des Lebens finden!“ Verwirrt hält er in seinem Siegeslauf inne und läßt kraftlos die Arme sinken. Er redet irre Worte, glaubt sich betrogen von dem „Bösen“, fleht verzweifelnd um Leben zu dem „Guten“, und weiß nicht, daß er nur Gespenster vor sich hat, wenn er von gut und böse redet. Goldene Sessel errichtet er dem Guten wie dem Bösen, wirft sich bald vor dem einen, bald vor dem andern nieder und verzehrt seine Kraft in dem Suchen nach dem, was gut und böse ist.

Der Himmel verdüsterte sich, der Mensch ward elend und krank und der Erde müde, und er sehnte sich nach einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Da kam der Galiläer und versprach den Seinen den neuen Himmel, die Erde aber wollte er dem Bösen überlassen, den er herabfallen sah wie einen Blitz. Der Galiläer machte die Menschen noch elender und kraftloser, da er sprach: „Geben ist seliger als nehmen. Bittet, so wird euch gegeben!“ Und die Menschen fürchteten sich, ihre „Seligkeit“ zu verscherzen, und zitterten und wurden so müde, daß auch die Erde ihrer müde ward. Da hieß *ich* sie ihre alten Lehrstühle umwerfen und wo nur jener alte Dünkel von „Gut“ und „Böse“ gesessen hatte. Ich heiße sie lachen über ihre großen Tugend-Meister und Heiligen und Dichter und Welt-Erlöser. Ueber ihre düsteren Weisen heiße ich sie lachen, und wer je als schwarze Vogelscheuche warnend auf dem Baume

des Lebens gesessen hatte. An ihre große Gräberstraße setze ich mich und selber zu Aas und Geiern, und ich lache über all ihr Einst und seine mürbe verfallende Herrlichkeit. Wahrlich gleich Bußpredigern und Narren schreie ich Zorn und Zeter über all ihr Großes und Kleines, — daß ihr Bestes so gar klein ist! Daß ihr Böseſtes so gar klein ist! — also lache ich. Und da wackelt auch der letzte Gott auf seinem morschen Stuhl, lacht und findet ein gutes seliges Götterende. Wir aber freuen uns, daß er tot ist, hat er doch Unheil genug angerichtet, ob er gleich nie lebte.

Freuet euch, meine Brüder! und abermals sage ich euch: Freuet euch! Verkündiget es auf den Straßen, sagt's an auf den Gassen, daß wir Gott getötet haben! Wir haben das Meer ausgetrunken, wir haben wie mit einem Schwamm den Horizont weggewischt. Gott ist tot! Gott bleibt tot! Wir sind seine Mörder! Wir sind die Mörder aller Mörder! Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß. es ist unter unsern Messern verblutet! Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen? Es gab nie eine größere Tat, und wer nur immer nach uns geboren wird, gehört um dieser Tat willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war.

Wie lieblich sind die Füße der Boten, die uns verkünden, daß Gott tot ist! Gleich Morgenrot nach schwarzer Nacht strahlt uns die Kunde an, und unser Herz strömt über von Dankbarkeit. Heiter ist uns der Sinn und leicht und voll seliger Ahnungen und Erwartungen. Der Horizont ist wieder frei, und wir freuen uns des Sturmwinds, der ihn hell machte und die Wolken verscheuchte; das Meer, unser Meer liegt wieder offen da, unsere Schiffe dürfen auslaufen,

auf jede Gefahr hin, und noch nie gab es ein so offenes Meer.

Wiederum habe ich eine große schwere Tür hinter mir zugeworfen, wieder heißt es Abschied nehmen und sich losreißen trotz aller Bitternisse. Ein düsterer, leidenschaftlicher Treiber steht hinter mir, er gönnt mir kein Verweilen, wenn auch der Fuß müde und verwundet ist. Was hilft mir alle Schönheit und Herrlichkeit, wenn sie mich nicht halten können? Ich muß weiter auf der Fahrt nach dem Wahren, dem Gewissen. Und wenn der Wanderer wissen will, wie hoch die Türme einer Stadt sind, dann verläßt er die Stadt, um sie aus der Ferne zu betrachten.

In die siebente Einsamkeit will ich hinaus, jenseits von allem Gut und Böse, weit hinaus über alle Ferne, losgebunden von allem, was uns drückt, hemmt, schwer macht, hinaus über die Zeit mit reinem Himmel in den Augen. Darum fort mit allen Tränen des Abschieds und aller Müdigkeit und Trauer!

Wie vieles ist noch möglich! Wir wollen lernen, über uns hinweg lachen!

Erhebt eure Herzen, ihr guten Tänzer, hoch! höher! Und vergeßt mir auch das gute Lachen nicht! Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranzkrone: euch, meinen Brüdern, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig. lernt mir lachen! Verloren sei uns der Tag, wo nicht Ein Mal getanzt wurde! Und falsch heiße uns jede Wahrheit, bei der es nicht Ein Gelächter gab!

Dies ist ein Wille. dies ist ein Versprechen,
Dies ist ein letztes Brücken-Zerbrechen,
Dies ist ein Meerwind. ein Anker-Lichten,
Ein Räder-Brausen, Ein Steuer-Richten,
Es brüllt die Kanone. weiß dampft ihr Feuer,
Es lacht das Meer, das Ungeheuer!

7. Fröhliche Brautfahrt

Dorthin will ich, und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer; in's Blaue
Treibt mein Geneser Schiff.

Daß ich gerade dort hinaus will, ist vielleicht eine kleine Tollheit, ein absonderliches, unvernünftiges „du mußt“, nachdem ich jedes „du sollst“ totgeschlagen habe, aber die Hauptsache ist, daß ich dorthinaus **kann**, denn ich habe nicht nur „die Welt überwunden“, sondern auch den Widerwillen gegen die Welt, das Leiden an der Welt. Es gibt noch eine andere Welt zu entdecken, und mehr als eine!

Noch stehe ich inmitten des Brandes der Brandung, deren weiße Flammen zu mir heraufzüngeln; von allen Seiten heult, droht, schreit, schrillt es auf mich zu, während in der tiefsten Tiefe der alte Erderschütterer seine Arie singt, dumpf wie ein brüllender Stier: er stampft sich dazu einen solchen Ederschütterer-Takt, daß selbst den alten verwetterten Felsunholden das Herz darüber im Leibe zittert.

Wie gierig kommt diese Welle heran, als ob es etwas zu erreichen gälte! Wie kriecht sie mit furchterregender Hast in die innersten Winkel des felsigen Geklüftes hinein! Es scheint, sie will jemandem zuvorkommen,

es scheint, daß dort etwas versteckt ist, das Wert, hohen Wert hat. Und nun kommt sie zurück, etwas langsamer, immer noch ganz weiß von Erregung, sie ist enttäuscht? Hat sie gefunden, was sie suchte? Stellt sie sich enttäuscht? Aber schon naht eine andere Welle, gieriger und wilder noch als die erste, und auch ihre Seele scheint voll von Geheimnissen und dem Gelüste der Schatzgräberei zu sein.

Ihr mißtraut mir? Ihr zürnt auf mich, ihr schönen Untiere? Fürchtet ihr, daß ich euer Geheimnis ganz verrate? Nun! Zürnt mir nur, hebt eure grünen gefährlichen Leiber so hoch ihr könnt, macht eine Mauer zwischen mir und der Sonne, so wie jetzt! Wahrlich, schon ist nichts mehr von der Welt übrig als grüne Dämmerung und grüne Blitze. Treibt es wie ihr wollt, ihr Uebermütigen, brüllt vor Lust und Bosheit, oder taucht wieder hinunter, schüttet eure Smaragden hinab in die Tiefe, werft euer unendliches weißes Gezottel von Schaum und Gischt darüber weg, es ist mir alles recht, denn alles steht euch so gut, und ich bin euch für alles so gut: wie werde ich euch verraten! Denn — hört es wohl! — ich kenne euch und euer Geheimnis, ich kenne euer Geschlecht! Ihr und ich, wir sind ja aus Einem Geschlecht! Ihr und ich, wir haben ja Ein Geheimnis!

So haben wir denn das Land verlassen und sind zu Schiff gegangen! wir haben die Brücke hinter uns, mehr noch, wir haben das Land hinter uns abgebrochen! Nun, Schifflein! Sieh dich vor! Herz, bleib kalt! Hand, halt' das Steuer! Vor mir Meer — und Land? — und Land? Fernstes lockt mich, Fremdestes ist mir teuer.

Stehen fest wir auf den Füßen!
Nimmer können wir zurück!
Schau hinaus: von fernher grüßen
Uns Ein Tod, Ein Ruhm, Ein Glück!

Plötzlich liegt das Meer vor mir, wie Seide und Gold und Träumerei der Güte. Alle Ruhe und Schweigsamkeit der Welt hat sich bei mir eingeschifft, ja mein Glück selber, mein glücklicheres Ich, als ein stilles, schauendes, gleitendes, schwebendes Wesen. Dem Schiffe gleichend, das mit seinen weißen Segeln wie ein ungeheurer Schmetterling über das dunkle Meer hinläuft, so läuft mein Glück über das Dasein hin.

Ja! Mein Glück — es will beglücken —
Alles Glück will ja beglücken!
Wollt ihr meine Rosen pflücken?

Müßt euch bücken und verstecken
Zwischen Fels und Dornenhecken,
Oft die Fingerchen euch lecken!

Denn mein Glück — es liebt das Necken! —
Denn mein Glück — es liebt die Tücken! —
Wollt ihr meine Rosen pflücken?

Noch nie gab es ein so fröhliches, lachendes Glück wie das Meinige. Alle die vor mir gewesen sind, von dem Galiläer an, der nie gelacht hat, bis zu den Narren, die immer gelacht haben, alle haben sie einmal Halt gemacht vor irgend einem Etwas, über das nicht gelacht werden durfte. Nun ich alle Götter umgebracht habe, nun erst kann das Lachen hell und voll klingen, wie es noch nie geklungen hat. Denn nun erst stößt es an keinem Gott und an keinem Teufel mehr an; keine Schuld und keine Tugend legen ihm Zügel auf. Wie sollte ich nicht frohlocken, da ich nichts mehr zu tun habe mit unsicheren, fraglichen Dingen? Noch gibt es viel zu entdecken, aber was ist erfreuender, als schöne Experimente? Und die andern, die abseits stehen; auch sie sollen mich erfreuen, ich „suche“ sie nicht, diese „verlorenen Schafe“, ich will sie vielmehr

noch weiter hineintreiben in die Wüste der „Tugend“, auf daß sie mich erheitern. Denn ich wüßte nichts auf Erden, was lustiger wäre als begeisterte alte Esel zu sehen und Jungfern, die durch die süßen Gefühle der „Tugend“ erregt werden.

Das aber ist mein Glück, daß ich nicht mehr glaube, etwas Gewisses zu haben, daß ich mich nicht mehr sehne nach Wahrheiten, daß ich mich geübt habe, auf leichten Seilen und Möglichkeiten mich zu halten und selbst an Abgründen noch zu tanzen. Ich habe erkannt, daß alle Tiere und Menschen, die gewesen sind, ja die ganze Urzeit in mir fortliebt und forthaßt, fortschließt und fortlacht; sie spottet ihrer, sie spottet meiner, und wir lachen über einander und tanzen unsern Geistertanz wie Irrlichter, und wenn wir einen Augenblick erwachen, so ist es nur, um zu träumen, daß alles ein Traum ist, und daß wir weiter träumen und weiter — lachen.

Das Unvergängliche
Ist nur ein Gleichnis!
Gott, der Verfängliche,
Ist Dichter-Erschleichnis . . .

Welt-Rad, das rollende,
Streift Ziel auf Ziel:
Not nennt's der Grollende,
Der Narr nennt's — Spiel . . .

Welt-Spiel, das herrische,
Mischt Sein und Schein: —
Das Ewig-Närrische
Mischt uns — hinein! . . .

Doch wohin bewegt sich nun unsere Erde, da wir sie von ihrer Sonne loskettеten? Wohin bewegen wir

uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage angezündet werden?

Was zagst du, mein Herz? Geht das Schiff nicht ruhig und stetig seinen Weg? Willst du kleingläubig sein, wie die Jünger des Nazareners? Noch bin ich nicht leicht genug, um auf Aetherstäubchen zu der Sonne hinzureiten, wie der Lichtstrahl von ihr weg reitet, aber ich kann der Erde ihre eigene Sonne schaffen, nun ich allem entsagt habe und der Unendlichkeit zusteure. Niemals mehr werde ich im endlosen Vertrauen ausruhen, nie vor einer letzten Weisheit, letzten Macht, letzten Güte stehen bleiben und meine Gedanken abschirren. Ich habe keinen Wächter und keinen Freund für meine sieben Einsamkeiten, es gibt für mich keinen Vergelter, keinen Verbesserer letzter Hand mehr; es gibt keine Vernunft mehr in dem, was geschieht, keine Liebe in dem, was mir geschehen wird, meinem Herzen steht keine Ruhstatt mehr offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat. Wie ein See, der immer höher steigt, seitdem er sich versagte, abzufließen, und dort einen Damm aufwarf, wo er bisher abfloß, so steigt meine Kraft, seitdem sie nicht mehr in einen Gott ausfließt.

Neue Hoffnungen sind mir aufgegangen; und Morgenröten haben mir geleuchtet, die noch keiner geschaut hat, aber noch will ich nicht wissen, wohin mein Schiff fährt, denn ich will nicht an der Ungeduld und dem Vorwegkosten verheißener Dinge zugrunde gehen.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit: —
Nur dein Auge — ungeheuer
Blickt mich's an, Unendlichkeit!

Wohl gibt es nichts Furchtbareres als die Unendlichkeit! O des armen Vogels, der sich frei gefühlt hat und nun an die Wände dieses Käfigs stößt! Wehe, wenn das Land-Heimweh dich befällt, als ob dort mehr Freiheit gewesen wäre, — und es gibt kein „Land" mehr! Ich aber will fröhlich weiter fahren! Es sind noch viele Länder und Meere übrig, die ich noch sehen muß, wer weiß, wem ich noch begegnen werde! Mir selber vielleicht!

Mir selber und meinem Glück! Ein anderer bin ich, denn ich schäme mich nicht mehr vor mir selber, und ich beschäme niemand. Fröhlich lege ich alle Dinge auf meine Wage und bestimme ihre Gewichte neu; und hell auf lacht meine Bosheit, wenn sich „Gut" und „Böse", die Vorurteile „Gottes" und der Jahrtausende vor mir gegen mich erheben wollen. Wie sind ihre Beine schwach, und ihre Zähne stumpf geworden! Ist doch das älteste Weib nicht so häßlich wie diese Himmelsverdüsterer. Die Besten und Edelsten sind von diesen Raubkatzen weggeschleppt worden in die Höhle des bösen Gewissens. Nur wenige brachten es zerschlagen und gemartert zu dem müden Glück des Nachmittags, und dann blickten sie noch eine kleine Zeit auf das stille gewordene Meer des Daseins, das weit und weißlich vor ihnen lag, über Uferfelsen hin, auf denen die Sonne ruht, während großes und kleines Getier in ihrem Lichte spielte, und sie sahen sich an der bunten, zarten, schaudernden Meeres-Haut satt, bis ihr Auge erlosch.

Und doch! Wie anders leuchteten alle Erlebnisse, als noch ein Gott aus ihnen glänzte! Wie blitzte die

ferne Zukunft aus dem Dunkel auf, als man noch Orakel hatte und geheime Winke und Vorhersagungen! Wie schillerte die Freude, als noch der Versucher hönisch grinsend aus ihr heraussah oder der Satan neidisch und scheel blickend darum herumschlich und auf jedes Lachen seinen Geifer der Verdächtigung träufelte! Wie glühte die Leidenschaft, als noch jede von einem Teufel oder einem Engel geschürt wurde! Wie lag die Erkenntnis in heimlich schauervollem Halbdunkel, da jeder Zweifel ein Frevel war an der ewigen Liebe, ein Mißtrauen gegen alles, was gut, hoch, rein und erbarmend war!

Ich aber will neue Farben entdecken auf meiner Fahrt, und ich will die alten so leuchtend und rein malen, daß jeder Regenbogen, auf dem Götter zu den Menschen herabgestiegen sind, verblassen soll und einfarbig und trübe erscheinen! Der Galiläer hat die Erde durchteufelt und denen, die ihn nicht lieben wollten, das ewige Feuer verheißen für das „Jenseits“. Ich aber will die Qualen der „Hölle“ in das Diesseits tragen, spotten und lachen will ich aller Schmerzen, vor denen die Menschen bisher zurückschauderten, und meine Verdammnis will ich mir erfinden, auf daß mir die höchste Wollust der Freude zuteil werde! Um die größte Fruchtbarkeit vom Dasein einzuernten mit all der unendlichen Lust des Schaffenden will ich gefährlich leben und mein Schiff in unerforschte Meere schicken.

Brause heran Sturm! Ich will dir hundert Segel aufziehen! Erhebe dich, Meer! Zu lange schon liegst du träge. Wirf mein Schiff hinauf zu deinen Wellenbergen und laß es wieder herabschießen bis zu deinem Grund! Wenn dein Brüllen dein Tosen übertönt, dann will ich tanzend auf deinem Rücken mir selbst den Krieg ansagen. Denn Not ist nötig, Not von innen her, und ich werde sie nicht nur ertragen, ich

werde sie mir schaffen. Allen Gram der Menschheit will ich in mich fassen, den Gram des Kranken, der an die Gesundheit, des Greises, der an den Jugendtraum denkt, des Liebenden, der der Geliebten beraubt wird, des Märtyrers, dem sein Ideal zugrunde geht, des Helden am Abend der Schlacht, die nichts entschieden hat und ihm doch Wunden und den Verlust des Freundes brachte. All diesen Gram will ich tragen und beim Anbruch des zweiten Schlachttages die Morgenröte und mein Glück begrüßen als der Mensch eines Horizontes von Jahrtausenden vor mir und hinter mir, als der Erbe aller Vornehmheit alles vergangenen Geistes und der verpflichtete Erbe, als der Adeligste aller alten Edlen und zugleich der Erstling eines neuen Adels, dessen Gleichen noch keine Zeit sah und träumte. Dies alles will ich auf meine Seele nehmen, Aeltestes, Neuestes, Verluste, Hoffnungen, Eroberungen, Siege der Menschheit, dies alles will ich in meiner Seele haben und in Ein Gefühl zusammendrängen, und es soll ein Glück ergeben, das bisher der Mensch noch nicht kannte, eines Gottes Glück voller Macht und Liebe, voller Tränen und voll Lachens, ein Glück, das, wie die Sonne am Abend, fortwährend aus seinem unerschöpflichen Reichtume wegschenkt und ins Meer schüttet und wie sie, sich erst dann am reichsten fühlt, wenn auch der ärmste Fischer noch mit goldenem Ruder rudert! Dieses göttliche Gefühl soll — Menschlichkeit heißen!

Und ich will den Gram nicht nur tragen, denn tragen, tragen können auch schwache Frauen und selbst Sklaven, ich werde nicht nur mir die größten Nöte schaffen, sondern auch andern. Ich werde den Schrei ihres gewaltigen Leides hören, und ich werde daran nicht zugrunde gehen. Denn tapfere Menschen müssen heraufkommen, die ihre Städte an den Vesuv bauen und um der Gedanken willen Kriege führen, Menschen

voll echter Wildheit, die gern Schmerzen zufügen und heiter zusehen, wie das Furchtbarste über andere ergeht. Dann wird auch der Böse, auch der Unglückliche sein gutes Recht und seinen Sonnenschein haben.

Mein Weg ist eine harte Sache, und gern würde ich ihm entlaufen.

Welt ist von Erz:
Ein glühender Stier, — der hört kein Schrein.
Mit fliegenden Dolchen schreibt der Schmerz
Mir in's Gebein:
Welt hat kein Herz,
Und Dummheit wär's, ihr gram drum sein!

Schwärzeres und Schlimmeres schaue ich als irgend ein Seher. Zur Hölle geht, wer meine Wege geht. Aber ich bin der erste, der durch die Wollust der Hölle geht, und ich will mir den Weg zu meiner Hölle mit guten Sprüchen pflastern; ja das Lachen spanne ich über mich wie ein buntes Gezelt, und noch einmal sage ich's: falsch heiße mir fortan jede Wahrheit, bei der es nicht Ein Gelächter gab. Lachen will ich, wenn meine übervolle Kraft wie ein glühender Strom ausbricht, daß auch die Schiffe auf dem Meer brennen, und die kühnen Seefahrer heulen; und jeden, der fällt, will ich noch stoßen, daß er desto schneller dahinfahre, und gellend soll ihm mein Lachen Ohr und Herz zerreißen.

Noch hat kein Mensch die Welt gewollt wie sie ist, noch hat keiner es vermocht, allen Schmerz und alle Freude der Menschheit in sein Herz zusammenzuschütten und rasend vor Lust seinen eigenen Gram, seine

eigene Wonne dazuzuschleudern, auf daß sie fortzeugend Riesenkinder gebären, wie die Töchter der Menschen, da in der Urzeit die Engel sich zu ihnen gesellten. In dunkeln Bildern nur träumten die Alten von solcher Kraft, und ahnend sprachen sie das göttliche Wort: Dionysos.

Noch hat keiner geschaffen wie die vom Frühling umtoste Erde, lachend gleich tausendfältigem Kindesgelächter über alle Totenkammern, über Grab- und Nachtwächter, über Gut und Böse und was sonst den Himmel verdüstert. In rasendem Zaubertanz zwang einst der Mensch die Kraft von oben herab zu der Kraft von unten, und wenn er trunken von Gier nach neuer Frucht die Erde in des Himmels Umarmung sah, wenn er sich wie Pflanze und Tier und Gott aller Kleider schämte, wenn sein Jubelruf durch alle Wälder drang, dann preßte unendliches Weh auf seine Lippen das Wort voll ungestillter Sehnsucht, das Zauberwort des Schaffenden: Dionysos.

Noch vermochte es keiner, feindselig aller Tugend, in jeder Wildnis heimischer als in Tempeln unter buntzottigen Raubtieren sündlich gesund und schön und bunt zu laufen und mit lüsternen Lefzen selig-höhnisch, selig-höllisch, selig-blutgierig zu schleichen und zu rauben. Oder dem Adler gleich, der langestarr in seine Abgründe blickt, gezückten Flugs auf Lämmer stoßen, jach hinab, heißhungrig, gram allen Lamms-Seelen, grimmig gram allem, was tugendhaft, schafmäßig blickt, dumm, mit Lammsmilch-Wohlwollen. Doch wenn eingezwängte Kraft nach ihrem Feind brüllte, der sie lösen sollte, wenn Mann auf Mann traf in heißem Ringen und Weib auf Weib, wenn das Blut floß wie der Wein in der Kelter, dann offenbarte sich dem brechenden Auge des Tapfersten der Held aller Helden: Dionysos.



Noch vermochte keiner
So zu sterben
wie ich ihn einst sterben sah —,
den Freund, der Blitze und Blicke
göttlich in meine dunkle Jugend warf:
mutwillig und tief,
in der Schlacht ein Tänzer —,
unter Kriegern der Heiterste,
unter Siegern der Schwerste,
auf seinem Schicksal ein Schicksal stehend,
hart, nachdenklich, vordenklich —:
erzitternd darob, daß er siegte,
jauchzend darüber, daß er sterbend siegte:
befehlend, indem er starb
— und er befahl, daß man vernichte . . .
So sterben,
wie ich ihn einst sterben sah:
siegend, vernichtend . . .

In mir lebt Dionysos! Ich habe den Raubkatzen Gut und Böse, die das Leben in ihre Höhle schleppten, die Pfoten gebunden. Nun sitzen sie da und blicken Gift, und noch liegt das Leben betäubt von ihrem Pesthauch. Ich habe Gott getötet, den die Menschen zu einem Herrn setzten über das Leben, aber noch lastet sein Schatten auf der Herrlichen wie eine schwere dunkle Wolke.

Brausend eilt meine Seele ihrer höchsten Hoffnung zu. Ich finde das Leben, und mit dem dionysischem Hauch meines Mundes erwecke ich die Schlummernde. Dann soll sie mein sein, und die Sonne unserer Liebe wird auch den Schatten Gottes besiegen. Darum lenke ich mein Schiff ans Land und freue mich der festen Erde. Ohne Bedenken konnte ich mit meinem Schiff fahren, wohin es mich trieb, denn ich brauchte keine Furcht vor mir zu haben; nichts Schmähliches

durfte ich von mir erwarten, und nun ich die Segel einziehe, ist es frei und sonnenlicht um mich. Zwar stürmt mein Fahrzeug vorwärts wie das feurigste Roß, das aber ist mein Stolz, daß mir Wind und Wellen gehorsam sind, und daß ich durch das letzte Ziel fahre, nicht wann es mir geboten wird, sondern wann ich es mir gebiete; denn unerschöpflich ist der Reichtum und die Fülle des Dionysos. Darum kann ich mein Schiff anhalten, und wenn es geraden Wegs auf alle Schätze der Welt losführe, und ich kann an Land steigen und verweilen, solange es mir gefällt.

Aus dionysischer Höhe, in die noch keiner vor mir gestiegen ist, und aus einer Ferne, die noch keiner erreicht hat, sehe ich hinter und unter mir Mensch und Welt. Ein einziges hohes Gefühl beseelt mich, eine einzige große Stimmung beherrscht mich, mir ist, als ob ich zugleich wie auf Treppen stiege und wie auf Wolken ruhte.

Wie schauerlich weht mich auf einmal die Einsamkeit an! Hat denn niemand ein Wort der Ermutigung, ein Wort des Trostes für mich? Hat keiner etwas durch mich erlebt, dafür er mir zu danken hätte? Eine einzige wahre Freundesstimme, ein Händedruck wäre mir das Labsal aller Labsale! Ich horche, ich warte. Will keiner mir eine Freude machen? Doch was liegt an mir! Wer weiß denn, was ich täglich, stündlich aushalte! Wie oft ich den Tod herbeirufe! Soll ich Reime machen? Soll ich die Töne Wagners heraufbeschwören und wie ein Kind meinen Kopf an des Meisters Brust lehnen? O, du mein einziger Freund, warum habe ich dich verlassen?

Doch ich muß noch ein paar Jahre leben, und, wenn mir niemand Freude macht, so mache ich mir selber Freude. Wie dürfte mir jemand Beifall spenden, außer mir selber. Nichts macht mich stolzer als meine Einsamkeit; und so bleibe ich in meiner Ferne

und sehe rückwärts ruhig und sicher und tanzend auf den Wellenspitzen des Daseins.

Wie leicht hatte es der Galiläer, der mit einem kleinen Gedanken auf die Straße treten konnte und rufen: Siehe, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Zu den Kleinen und Gedrückten kam er und sagte zu ihnen: „Wenn ihr zu mir kommt, so werdet ihr in ewiger Seligkeit über der Welt thronen, und die Großen dieser Welt müssen euch zu Füßen fallen Mit gekrümmten Rücken und gesenkten Augen müssen sie vor euch dahingehen in die ewige Verdammnis. Und die Kleinen stellten sich mit der Welt zusammen und blieben ernsthaft dabei und glaubten, daß die Welt sich um sie drehe. Ins Ungeheure war ihre Eitelkeit und Torheit gestiegen, ins Grenzenlose verirrte sich die Ausschweifung ihres Hochmuts, und sie meinten, Werte zu haben, die den Wert der wirklichen Welt überragten, sie sahen sich als Weltenrichter, die das Dasein selbst auf ihre Wagschalen legen und zu leicht befinden, und sie blieben auch dabei — ernsthaft.

Noch tiefer stieg der Galiläer herunter, hinein in die Eingeweide der Erde und holte sich den Auswurf der Menschheit, die Kranken, die Verfaulten, mit Geschwüren Bedeckten. Er lud ihnen zu ihrem Leiden noch sein Kreuz auf den Rücken, und zeigte ihnen zum Trost die andere Welt, den Thron Gottes, vor dem sie stehen sollten. Mit diesem Heer von Mißratenen, Lahmen, Blinden und Krüppeln an Seele und Leib zog der Galiläer aus, die Welt zu — überwinden. O, Ekel! Ekel! Gab es je eine größere Beschimpfung des Lebens?

Mein Ruf ergeht an die Gesunden, die Starken, die des Arztes nicht bedürfen, und zu ihnen komme ich auch nicht als Arzt. Ihr Erdenreich ist da, sie wissen es nur nicht. Nicht überwinden, nicht erobern wollen wir unser Reich, wir besitzen es. Helft unserem

Freund, dem Sturmwind, dem Trübsal-Mörder, dem Himmels-Feger!

Wirbeln wir den Staub der Straßen
Allen Kranken in die Nasen,
Scheuchen wir die Kranken-Brut!
Lösen wir die ganze Küste
Von dem Odem dürrer Brüste,
Von den Augen ohne Mut!

Kommet her zu mir alle, die ihr gesund und stark seid! Ich will euch eine neue größere Gesundheit zeigen, eine zähere, verwegenere, und vor allem lustigere, als alle Gesundheiten bisher waren. Den ganzen Umfang aller bisherigen Werte und Wünschbarkeiten haben wir umschifft und immer wieder lenken wir unsern Kahn in die verborgensten Buchten, in denen Künstler und Weise, Heilige und Gelehrte wohnen und heimisch sind, und wir haben dabei allerlei Gesundheiten kennen gelernt. Es gibt unzählige Gesundheiten, denn die Menschen sind nicht gleich, auch nicht „vor Gott"; und was dem Schwachen Gift ist, das ist dem Starken Stärkung. Wir sind Herren auch über unsere Gesundheit, darum können wir sie preisgeben und wieder erwerben, ganz wie es uns notwendig deucht.

Ein gellender Hilferuf voll des unsäglichsten Schmerzes durchtönt die Welt, daß die Luft bis in meine siebente Einsamkeit davon erzittert. O! daß ich ihn hören muß, den Schrei der Verlorenen, die nicht gesund werden wollen mit meiner Gesundheit jenseits von gesund und krank! Zur Erde blicken sie und sehen nichts als Sand und Staub, und zum Himmel schauen sie empor, aber da ist nichts als dichtes, finsteres Gewölk. Furchtbarer noch ringt sich erneut

der Schrei aus gequälter Brust, der Schrei nach dem Heiland. Um einen Lichtstrahl flehen sie von oben, einen Funken, der das Dunkel auf einen Augenblick erhelle, nach einer Hand tasten sie, die sie führe und zu ewiger Ruhe und Wahrheit geleite. Ihre letzte Kraft verzehren sie in dem Schrei nach Erlösung, bis sie nur noch leise zu stammeln vermögen: „Ich glaube! Herr! Hilf meinem Unglauben!"

Hilflos und willenlos werfen sie sich wie Kinder vor dem Kreuz nieder und warten demütig auf das alte: Du sollst! und langsam, langsam kommt ihnen ein kleines Glück zurück: sie können wieder wollen, und wenn es auch nur ist, daß sie sich befehlen lassen.

Sie wagen es, noch einen Schritt weiter zu gehen und von ihrem Glück zu reden und dazu einzuladen. Mit schwachen, einschmeichelnden Stimmchen preisen diese alten Männlein und Weiblein ihre Liebe zur Menschheit, ihr Mitleiden mit allem, was da lebt, an; und in altersgrauer Ferne taucht die verschwebende Gestalt des „guten Hirten" auf. Warum hat er nicht Ja gesagt zur „Sünde?" Warum wollte er nur Eintracht und Frieden? Noch ahnte er nicht den Schaden der Tugend, den Schaden seiner Tugend, den Schaden des Mitleidens. Darum baute er ihm einen Tempel voll Lieblichkeit; aber er vergaß darin den Altar des Lachens und der Mitfreude. Und weil er nicht zu allem Ja sagen konnte, zerriß er die Welt und machte die Dinge häßlich, und seine „Wahrheit" wurde ein altes Weib.

Gehen wir weg aus dem Hause der Kranken und Häßlichen! Wir wollen keinen Krieg gegen sie führen, nur wegsehen, weggehen. Was sollte Dionysos bei den Schwachen und Tugendhaften?

Horch! Da kommt er, mein Freund, der Sturmwind, der mich zum Leben führen soll. Pfeifend und

singend tanzt er über wilde Meere, als der Freiheit freister Bruder.

Auf den ebnen Himmels-Tennen
Seh ich deine Rosse rennen,
Seh den Wagen, der dich trägt,
Seh die Hand dir selber zücken,
Wenn sie auf der Rosse Rücken
Blitzesgleich die Geißel schlägt.
Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellen-Rücken, Wellen-Tücken,
Heil wer neue Tänze schafft!
Tanzen wir in tausend Weisen,
Frei — sei unsre Kunst geheißen,
Fröhlich unsre Wissenschaft!

8. Der Ring der Ringe

Rings um mich ist heller Vormittag und grüner weicher Grund und Rasen, das Königreich des Tanzes. Nie gab es eine bessere Stunde, um fröhlich zu sein, und hell klingt an mein Ohr das boshafteste, munterste, koboldigste Lachen. Ich kenne es wohl, dieses Lachen, denn es kommt von den Geistern, die ich schuf, seitdem mir keine Wahrheit mehr etwas gilt, bei der es nicht wenigstens ein Gelächter gab.

Nur Schritt für Schritt — das ist kein Leben,
Stets Bein vor Bein macht müd und schwer.
Ich hieß den Wind mich aufwärts heben,
Ich lernte mit den Vögeln schweben, —
Nach Süden flog ich über's Meer.

Ein Lied will ich meinen Geistern singen, ein Vormittagslied, so sonnig, so leicht, so flügge, daß es die Grillen nicht verscheucht, — daß es die Grillen vielmehr einlädt, mitzusingen, mitzutanzen.

Vernunft! Verdrießliches Geschäfte!
Das bringt uns allzubald ans Ziel!
Im Fliegen lernt' ich, was mich äffte, —
Schon fühl' ich Mut und Blut und Säfte
Zu neuem Leben, neuem Spiel . . .

Einsam zu denken nenn' ich weise,
Doch einsam singen — wäre dumm!
So hört ein Lied zu eurem Preise
Und setzt euch still um mich im Kreise
Ihr schlimmen Vögelchen, herum!

Mein Dudelsack klingt zwar einfältig, meine Kehle ein wenig rauh, doch, was liegt daran? Dafür ist das, was ihr zu hören bekommt, wenigstens neu. Eine kurze Spanne Zeit noch, und Dionysos löst den Gürtel des Lebens. Dann soll jedes Blatt zur Blume, jeder Stein zur hell klingenden Silberglocke werden, doch kein Anblick soll mir je lieber sein, als der eurige, ihr kleinen Kobolde, und kein Ton soll mir süßer tönen, als euer Lachen. Ihr sollt den Brautzug führen und geleiten und Blüten streuen, bis auch der Geringste in seliger Trunkenheit: Dionysos! ruft.

Ihr wißt es ja, ihr freien Geister, ihr meine liebsten Gesellen, daß unser schlimmster Feind tot ist. Denn das ist unsere sicherste und zugleich lustigste Wahrheit. Immer wieder bringt sie uns zum Lachen. Denn eigentlich war er ja unsterblich, der Alte, und doch ist er jetzt tot, weil er nie gelebt hat. Die Menschen meinten nur, er lebe, und sie fürchteten ihn, und sie hielten ihn für eifersüchtig, und so ließen sie ihn alle andern Göttern ermorden, bis er zuletzt allein übrig war.

Sein Bösestes aber war, daß er das Leben umbrachte, alles aus Eifersucht, der entsetzliche Grau- und Grimbart, und daß er ein „anderes Leben“ an seine Stelle setzte, auf das er freilich nicht eifersüchtig zu sein brauchte, denn es war nicht, so wenig wie er selber. Unter die „Sünde“ beschloß er das Leben, und setzte auf die Sünde den „Tod“, auf daß alles in ihm und durch ihn und zu ihm sei.

Furchtbar stöhnten die Menschen unter der Zornesrute des Lebensmörders; und wäre er gewesen, so hätten ihn die Schreie seines „auserwählten Volkes“ erweichen müssen. Da faßte der Schmerz ob des Todes der Schönsten und Lieblichsten den Galiläer Jesus mehr als alle Propheten, die vor ihm gewesen waren, und in einem Ansturm ohne Gleichen warf er

das Ungetüm zu Boden, das er für den Mörder des Lebens hielt, die Sünde. Doch ehe er zum zweiten Stoß ausholen konnte, um Gott den Erzmörder und Erhalter der Sünde zu treffen, wurde er müde und ließ sich töten.

Ein sanftes Lächeln verklärte auf einen Augenblick die Züge des schlafenden Lebens, als der Geist des Galiläers über die Erde wehte; und der Thyrsosstab bebte in der Hand des gefesselten Dionysos. Aber bald blickte das grausame Auge des alten Gottes finsterer, denn je, Kette um Kette legte sich um Dionysos, und auf jedes Glied der Kette prägten die gottsüchtigen Menschen das Kreuz. Den Ruhm des Galiläers wollten sie verkünden, und sie wußten nicht, daß sie ihn an jedes Kreuz aufs neue schlugen. Tropfen auf Tropfen träufelten sie von ihrem Gift auf den Honigmund des schlafenden Lebens und murmelten als Zauberwort den Namen des Galiläers, der von nichts gewaltiger geredet hatte, als von dem ewigen Leben.

Aber freie Geister, die sich nicht binden lassen, fanden den Weg zu dem gefesselten Dionysos, lösten ihm die Hand, hielten ihm das Kreuz vor, und lächelnd berührte es der Unsterbliche. Da fielen die Ketten von seinen Gliedern, und mit dem Kreuz als Thyrsosstab schritt er, der Sieger, über die Welt. Zu seinen gewaltigen Domen strömten die bunten Scharen und freuten sich der Pracht. Dieselbe Hand, die Schwert und Lanze führte und das gewaltige Streitroß spielend lenkte, schlug die zarte Leier zum Preis des Weibes, und denselben Lippen, die mit ehernem Ruf den Krieger zur Schlacht zwangen, entströmten süße Lieder der Minne.

Tief aufatmend erwachte das Leben, zum erfrischenden Labetrank wurde ihm das Gift seiner

Feinde, seine eigenen Lieder schlugen an sein entzücktes Ohr, die unsterbliche Göttin, die ewig Lebende schaut aus nach ihrem Bräutigam Dionysos. Sie sieht ihn, den Thyrsosstab in der Hand. Es ist noch das Kreuz, doch dicht umwunden von dem vertrauten Epheu, aus dem die Knospen der Winde hervorsehen, zitternd nach einem Sonnenstrahl, um aufzublühen.

Die alten Götter sind wieder auferstanden, und berauscht von Entzücken steht der Papst vor den unsterblichen Gestalten. Schon will ihm Dionysos das Thyrsos-Kreuz in die Hand geben, an dem die aufblühenden Winden den letzten Schimmer des Marterholzes verdecken wollen, schon schüttelt das Leben die Locken, dem Geliebten an das Herz zu fliegen; die Brust der Menschen hebt sich, den brausenden Jubelruf zu Ehren des Gottes und seiner Braut auszustoßen, ja selbst die Bäume schicken sich an, in die Hände zu klatschen, da schlägt eine grobe Bauernfaust dazwischen, Mönchshände reißen alle Pracht herunter und richten das Kreuz in seiner furchtbarsten Gestalt wieder auf. Wie eine unendliche schmutzige Flut fauliger Gewässer ergießt sich der Pöbel über die Wunder des Lebens mit ihrer ewigen Lebendigkeit, und das Gesindel will — — unsterblich sein.

Wieder wurde Dionysos in Stücke zerhauen, dichter wuchsen die Dornen, die den Menschen das schlafende Leben verbargen, und undurchdringliches Gewölk verdunkelte ihnen den hellen reinen Himmel. Sie glaubten weiter an Seligkeit und Verdammnis, an den Teufel und den schlimmsten von allen, an — Gott. Der Wahn regierte die Welt und der Satan und das Kreuz.

Doch was ich euch bisher nur ins Ohr gesagt habe, ihr freien, lustigen Geister, das verkündet jetzt auf allen Gassen: Ein Neues beginnt, Dionysos lebt in mir! Der Galiläer rühmte sich, er habe gesehen den

Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz. Ich sage euch: Hier ist mehr denn der Galiläer, denn ich sah Gott vom Himmel fallen, und dieses Mal wird er nicht wieder auferstehen. Tanzt, ihr freien Geister, tanzt und singt und jubiliert, daß euer Kerkermeister tot ist, daß ihr frei seid und mit euch machen könnt, was ihr wollt.

Durch die Tugend sind die Menschen schwach und krank geworden. Weil sie sich eine ewige Seligkeit verdienen wollten, haben sie die ewige Lebendigkeit vergessen. Wollen wir es einmal mit der Sünde versuchen, um gesund zu bleiben? Ist uns nicht der Pfad der Sünde aller Sünden lieblichste Versündigung?

So lacht mir doch im höheren Chor ihr freien Geister! Habt ihr je eine lächerlichere Frage gehört? Was soll uns Tugend und Sünde? Wie anders redet Dionysos aus mir! Wie tief liegen Tugend und Sünde unter mir! Kaum daß ich noch den letzten Rest ihres Schattens verschwimmen sehe. Ich weiß nur von der Einen, der Lebendigen, und sie weiß nichts von Tugend und Sünde. Ruft der Morgenröte zu, daß sie ins Horn stoße, ihr freien Geister, holt die Geister aus der Luft und Wasser und Feuer und Erde, daß sie bei mir seien, wenn ich das Leben wecke!

Warum werdet ihr auf einmal ernst? Habt ihr vergessen, daß ihr mit mir ausgezogen seid zu fröhlicher Brautfahrt und nun an der Schwelle des Brautgemaches steht? Euch faßt noch einmal der große Schauder. Die furchtbaren Augen der Unendlichkeit stieren euch an, und ihr könnt den Blick nicht aushalten. Sehnt ihr euch nach der morschen Bretterwand zurück, nach Gott? Nicht wahr, es war doch einmal ein Ende? Aber jetzt stehen wir in der Mitte einer senkrechten Felswand auf schmalstem Vorsprung, unendlich der Abgrund, unendlich die Höhe.

Wir beschwören die Gefahr, wie wir sie immer beschworen haben: wir vermehren sie und so sehnen wir uns im nächsten Augenblick schon wieder zurück nach dem Ort, der uns eben noch als der gefährlichste erschienen war.

Es muß einmal zu Ende sein mit aller Bangigkeit, mit allem Zögern, wir geben unserm Roß Sporen und Peitsche zugleich; und mag es auch unter uns zusammenbrechen, unser Lachen trägt uns weiter in die Arme des Lebens, und lachen wollen wir, daß es durch das Weltall dröhnt, weil es nun für uns keine größere Gefahr gibt, da wir uns dem Leben auf Gedeih und Verderb verschworen haben. Und Leben, das heißt: fortwährend etwas von sich abstoßen, das sterben will, Leben, das heißt: grausam und unerbittlich gegen alles sein, was schwach und alt an uns, und nicht nur an uns, wird. Leben, das heißt: ohne Pietät gegen Sterbende, Elende und Greise sein. Leben, das heißt: immerfort — Mörder sein.

Siehe! Der Wolkenschleier wird weggezogen, der Schleier „Gut“ und „Böse“ und „Gott“ und „anderes Leben“, und die Sonne glüht meine schlafende Geliebte wach. Und was sie mir enthüllt, das enthüllt sie mir immer und immer wieder in tausend mal tausend Ewigkeiten. Unendlich sind ihre Verheißungen, unendlich ihre Versagungen; zögernd, widerstrebend versteckt sie sich schamhaft und lockt und verführt und zieht mich heran mit Riesenkraft. Spöttisch lächelt sie, miteidig sieht sie nach mir hin, da streckt mein Ueberreichtum selber sehnende Hände aus. Meine Fülle blickt über brausende Meere und sucht und wartet; die Sehnsucht der Ueberfülle blickt aus meinem lächelnden Augenhimmel. Denn ob sich gleich meine Augen nach Tränen und mein zitternder Mund nach Schluchzen sehnt, will ich doch lieber

lächeln, als mein Leid in Tränen ausschütten. Und das Leben sieht mein Lächeln und schmilzt vor Tränen ob der Uebergüte dieses Lächelns, denn alles Weinen wäre ein Klagen, und alles Klagen ein Anklagen, und wie könnte ich das Leben anklagen!

Und weil ich meine purpurne Schwermut nicht ausweinen will, so will ich singen mit brausendem Gesang, bis alle Meere still werden, daß sie meiner Sehnsucht zuhorchen, bis über stille sehnsüchtige Meere der Nachen schwebt, das güldene Wunder, um dessen Gold alle guten, schlimmen, wunderlichen Dinge hüpfen, alles was leichte Füße hat, daß es auf veilchenblauen Pfaden laufen kann hin zu dem güldenen Wunder, dem zukünftige Gesänge erst Namen finden. Und wahrlich! schon glühe ich und träume und trinke durstig an allen tiefen, klingenden Trostbrunnen, schon ruht meine Schwermut in der Seligkeit zukünftiger Gesänge.

Da sah mich das Leben voll Zärtlichkeit an und sagte: „Wir sind beide zwei rechte Tunichtgute und Tunichtböse Jenseits von Gut und Böse fanden wir unser Eiland und unsere grüne Wiese, wir zwei allein! Darum müssen wir schon einander gut sein! „Dann aber blickte es nachdenklich hinter sich und um sich und sagte leise: „Du bist mir nicht treu genug. Du liebst mich lange nicht so sehr, wie du redest. Ich weiß, du denkst daran, daß du mich bald verlassen' willst. Es gibt eine alte schwere, schwere Brummglocke; hörst du diese Glocke Mitternachts die Stunde schlagen, so denkst du zwischen Eins und Zwölf daran, du denkst daran, ich weiß es, daß du mich bald verlassen willst."

„Ja," antwortete ich zögernd, „aber du weißt es auch — —". Und ich sagte ihr etwas ins Ohr, mitten hinein zwischen ihre verwirrten, gelben, törichten Haarzotteln.

Da sah sie mich mit einem Auge an, wie mich noch nie ein Mensch angesehen hatte, und sie sprach zu mir in der Stimme, die ich alle meine Jahre gesucht hatte: „Du weißt das? Das weiß niemand". Und so schwebten wir, ein seliges Paar, mit glänzenden Seraphsflügeln durch einsamen Aether den höchsten Sonnenwelten zu. Unter uns die dumpfe Menge in dichtem Nebel. Luft und Meer erscholl von unserem Liebesreigen:

O Mensch! Gib Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
„Ich schlief, ich schlief —,
Aus tiefem Traum bin ich erwacht; —
Die Welt ist tief,
Und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh —,
Lust — tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit —
— will tiefe, tiefe Ewigkeit!"

Da gebar der uralte Zauberring, der Ring der ewigen Wiederkunft einen zweiten Ring aus sich und wollte sich wie die liebkosenden Schlangen der Dionysosdiener um das Leben und mich schlingen, uns auf ewig an einander zu binden. Gleich glühenden Pfeilen bohrten sich die beiden Steine des Ringes in meine Augen, so daß ich blind vom Lichte rückwärts sah. Und siehe! ich stand auf einer Wegscheide: Unendlich ging der Weg dort hinaus, unendlich ging der Weg hier hinaus. Da schwindelte mir ob der furchtbaren Einöde, denn ich war verlassen wie der letzte Mensch auf der ausgebrannten Erde; und ich schrie wie ein Verdammter nach der entschwundenen Seligkeit, die mir das Leben gezeigt hatte. Ich

weiß nicht, war es Tag oder war es Nacht, ich weiß nur, daß ich in meiner einsamsten Einsamkeit war. Aber ein Dämon war mir nachgeschlichen, der sprach zu mir also: „Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch ein Mal und noch unzählige Male leben müssen, und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge — und ebenso diese Spinne und dieses Mondlicht zwischen den Bäumen, und ebenso dieser Augenblick und ich selber. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht und du mit ihr, Stäubchen vom Staube!“

Da vergaß ich vollends, was ich dem Leben ins Ohr geflüstert hatte, denn ein Anderes ist der Gedanke, ein Anderes die Tat, ein Anderes das Bild der Tat. Das Rad des Grundes rollt nicht zwischen ihnen. Der Gedanke als Tat wurde mir zum ehernen Koloß, der mich zur Erde niederdrückte, also daß ich mit den Zähnen knirschte und den Dämon verfluchte, der mit mir geredet hatte.

Oh Ekel! Ekel! Ein ewiger Kreislauf ohne Ziel! Erst zog ich den Gedanken aus abgründlicher Tiefe, nun zieht er mich! Und ich lag an der Erde wie ein Toter, doch der Dämon saß zu meinen Häupten, und die Spinne zog ihr Netz, und das Mondlicht lag zwischen den Bäumen.

Lange lag ich so. Als ich aber wieder zu mir kam, war ich bleich und zitterte und blieb liegen, aß nicht und trank nicht. Unbeweglich saß der Dämon, starr wie Stein blieb sein Gesicht, als er endlich seinen Mund auftat und also anhub zu reden: „Willst du wieder zu dem Dichtersänger gehen und dir einen dunkeln Schleier vor das Leben hängen lassen?“

Da richtete ich mich halb auf und streckte ihm abwehrend die Hand entgegen, und schrie: „Was erinnerst du mich den Einsamsten an den Einzigen, den ich je Freund nennen durfte? Bist du der Hölle entsprungen, mich zu quälen, noch ehe du meine Seele hast?“

Laut auf lachte der Dämon und seine Augen funkelten wie die Steine an dem Ring der Ringe geleuchtet hatten, ehe er mir entschwand. „Du redest von Hölle und Seele,“ sagte er dann, während ich meine Augen bedecken mußte vor dem unerträglichen Licht seines Blickes, „du willst wohl in den Himmel zum lieben Gott?“

Jetzt sprang ich aufrecht auf meine Füße, fing das Licht aus den Augen des Dämons mit meinen Augen auf und sprach zu ihm: „Du bist ein Gott, und nie hörte ich Göttlicheres als deine Worte. Denn wer nicht an die ewige Wiederkunft glaubt, der muß an den lieben Gott glauben; und der hat sich ja längst tot gelacht.“

Kaum hatte ich ausgeredet, da verschwand der Dämon wie ein Blitz, und die Welt wartete mein wie ein Garten. Der Wind spielte mit schweren Wohlgerüchen, die zu mir wollten, alle Bäche liefen mir nach. Alle Dinge tanzten mir: Das kommt und reicht sich die Hand und lacht und flieht — und kommt zurück. Alles geht, alles kommt zurück, ewig rollt das Rad des Seins. Alles stirbt, alles blüht wieder auf, ewig läuft das Jahr des Seins. Alles bricht, alles wird neu gefügt, ewig baut sich das gleiche Haus des Seins. Alles scheidet, alles grüßt sich wieder, ewig bleibt sich treu der Ring des Seins. In jedem Nu beginnt das Sein, um jedes Hier rollt sich die Kugel Dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der Ewigkeit.

Da wurde ich voll jenes wahrsagerischen Geistes, der auf hohem Joch zwischen wei Meeren wandelt — zwischen Vergangenem und Zukünftigem als schwere Wolke wandelt — schwülen Niederungen feind und allem, was müde ist und nicht sterben noch leben kann: zum Blitze bereit im dunklen Busen und zum erlösenden Blitzstrahle, schwanger von Blitzen, die Ja! sagen, Ja! lachen, zu wahrsagerischen Blitzstrahlen, und selig in solcher Schwangerschaft. Denn wahrlich! lange mußte ich als schweres Wetter am Berge hängen, um jetzt das Licht der Zukunft zu zünden.

Gräber brach mein Zorn, Grenzsteine rückte er und alte Tafeln rollte er zerbrochen in steile Tiefen; mein Hohn zerblies vermoderte Worte, und wie ein Besen kam ich den Kreuzspinnen und als Fegewind alten, verdumpften Grabkammern. Frohlockend saß ich, wo alte Götter begraben liegen, weltsegnend, weltliebend neben den Denkmalen alter Welt-Verleumder; denn selbst Kirchen und Gottesgräber liebe ich, wenn der Himmel reinen Auges durch ihre zerbrochenen Decken blickt, gern sitze ich gleich Gras und rotem Mohne auf zerbrochenen Kirchen.

Ein Hauch kommt zu mir vom schöpferischen Hauche und von jener himmlischen Not, die noch Zufälle zwingt, Sternen-Reigen zu tanzen, ich lache mit dem Lachen des schöpferischen Blitzes, dem der lange Donner der Tat grollend aber gehorsam nachfolgt; am Göttertisch der Erde spiele ich mit Göttern Würfel, daß die Erde bebt und bricht und Feuerschlünde heraufschnaubt; denn ein Göttertisch ist die Erde und zitternd von schöpferischen neuen Worten und Götter-Würfen.

Vollen Zuges trinke ich aus jenem schäumenden Würz- und Mischkruge, in dem alle Dinge gut ge-

mischt sind, Fernstes gießt meine Hand zum Nächsten und Feuer zu Geist und Lust zu Leid und Schlimmstes zum Gütigsten. Ein Korn bin ich von jenem erlösenden Salze, welches macht, daß alle Dinge im Mischkrug gut sich mischen; denn es gibt ein Salz, das Gutes mit Bösem bindet, und auch das Böseste ist zum Würzen würdig und zum letzten Ueberschäumen.

Dem Meere bin ich hold und allem, was Meeres-Art ist, und am holdesten noch, wenn es mir zornig widerspricht. Jene suchende Lust ist in mir, die nach Unentdecktem die Segel treibt; denn meine Lust ist eine Seefahrerlust und mein Frohlocken ruft: Die Küste schwand — nun fiel mir die letzte Kette ab — das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit, wohlan! wohlauf! altes Herz!

Eines Tänzers Tugend ist meine Tugend, und mit beiden Füßen springe ich in gold-smaragdenes Entzücken. Eine lachende Bosheit ist meine Bosheit, heimisch unter Rosenhängen und Lilienhecken. Im Lachen nämlich ist alles Böse bei einander, aber heilig und losgesprochen durch seine eigne Seligkeit. Das ist mein A und O, daß alles Schwere leicht, aller Leib Tänzer, aller Geist Vogel werde.

Stille Himmel spannte ich über mir aus, und mit eignen Flügeln flog ich in eigne Himmel, spielend schwamm ich in tiefen Lichtfernen und meiner Freiheit kam Vogel-Weisheit. So aber spricht Vogel-Weisheit: Siehe, es gibt kein Oben, kein Unten! Wirf dich umher, hinaus, zurück, du Leichter! Singe! Sprich nicht mehr! Sind alle Worte nicht für die Schweren gemacht? Lügen dem Leichten nicht alle Worte? Singe! sprich nicht mehr!

Siehe! Sie naht mir wieder, meine Göttin mein Leben! Dunkel war es um mich geworden, als sie mich verließ oder ich sie, wer weiß es? Es war mir,

als ob mir jemand das Licht weggenommen hätte. Aber über allem Jammer immer wieder das Lied der Freude, das ist das Leben! Ich sehe es von ferne, immer deutlicher, immer schrecklicher, immer umfänglicher, immer anziehender. Wehe mir! Was soll ich tun? Soll ich fliehen? Denn ein Weib ist das Leben, und sie ist voll von Schlingen und Netzen, aber es hat mich nicht enttäuscht! von Jahr zu Jahr finde ich es reicher, begehrenswerter, geheimnisvoller. Ja, ich liebe dich, du rätselvollstes aller Rätsel, ich liebe dich! und du hast mir kein Glück mehr zu geben, wohlan! so hast du deine Pein. Und ich, ich habe die Peitsche bei mir, wenn ich zu Frauen gehe! Eine kleine Wahrheit ist es, „du gehst zu Frauen, vergiß die Peitsche nicht!" Ein altes Weiblein gab sie mir, als ich allein meines Weges ging, zur Stunde, wo die Sonne sinkt, aber überlaut schreit die kleine Wahrheit, wenn ich ihr nicht den Mund halte.

Und da kommt mir das Leben tänzelnd und sein Liedchen trällernd, jetzt weit ausschreitend frei im hellsten Sonnenglanz, jetzt huschend, sich versteckend, eine Hexe durch und durch, aber jedesmal schöner, wenn sie sich meinem Auge entzog und mir von neuem kommt.

Zu Ende! Vorbei! Nicht länger diene ich den Launen eines Weibes, und sollte es das schönste der Erde sein. Lieber ende ich mein Dasein als ein Krüppel an Seele und Geist, lieber bleibe ich der Einsamste aller Einsamen ohne den Laut einer Stimme, ohne einen Blick der Liebe, als immer der schafichte Schäfer dieses Weibes zu sein. Schreien und tanzen soll sie mir nach meiner — — Peitsche!

Doch wie ich die Peitsche fester fasse, da berührt mich eine zarte Hand sanft wie ein Sonnenstrahl in der Frühlingszeit und dicht an meinem Ohr höre ich die Stimme, die einzige Stimme, die Stimme für

mich, wie sie halb schelmisch, halb ernst zu mir sagt: „Kennst du mich noch nicht? Wie kannst du vergessen, daß ich mich immer wieder selber überwinden muß! Und wenn ich immer bei dir bliebe, dann würde ich dir — langweilig werden. Doch wenn die Vergänglichkeit ihr kurzes Lied singt, dann stirbst du fast vor Sehnsucht beim Anhören der ersten Strophe, weil du denkst, es möchte für immer vorbei sein. Denn du liebst mich, so wie du dich selber liebst. Du liebst mich ganz so wie du mich gesehen und erlebt hast, und so liebe auch ich dich."

Als ich das Leben also reden hörte, da wurde ich brünstig nach der Ewigkeit und dem hochzeitlichen Ring der Ringe, dem Ring der Wiederkunft. Wer schuf ihn sich, diesen Gedanken der Gedanken, dieses höchste Hindernis? Das Leben selber schuf ihn sich; und nunmehr sprang es selber über seinen Gedanken hinweg, ich aber zog an ihm die Zukunft hinter mir her. Und ich legte meinen Mund dicht an das Ohr und die zierlichen Locken des Lebens und sagte: „Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn das Leben, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit! Denn ich liebe dich, o Ewigkeit! Das war im ersten Morgenschein, als die Sonne aufging in ihrer Stärke und Pracht.

Und das Leben schlug die Augen nieder und sagte:

„Bist schon du selig vor Nüchternheit,
Wie selig wirst du — trunken sein!"

Da umschlang uns der Ring der Ringe, und niemand vermag ihn zu lösen.

9. Der Weisheit überdrüssig

Einen Augenblick nur genossen wir unsere Seligkeit, aber auch dieser Augenblick war schnell vorbei wie ein Blitzschlag, denn das Leben kennt keine Ruhe; und wenn dereinst alles wiederkommt, so wird auch zwischen dem letzten Augenblick des Bewußtseins und dem ersten Schein des neuen, des uralten, ewigen Lebens keine Zeit liegen.

Als der Augenblick, der zeitlose, vorüber war, da löste sich das Leben aus meiner Umarmung, während der gleich gefügte Ring der Wiederkunft uns weiter verband und seine Steine in der Sonne leuchteten: Tapfern die höchste Wollust, Feigen höllischer Schrecken. Und das Leben zeigte mit seiner Rosenhand nach der Sonne und sprach zu mir also:

„Was wäre das Glück dieses großen Gestirns, wenn es nicht die hätte, denen es leuchtet! Jeden Morgen warten wir seiner, nehmen ihm seinen Ueberfluß ab und segnen es dafür. Ohne uns würde es seines Lichtes und seines Weges satt geworden sein. Auch du bedarfst der Hände, die sich ausstrecken, wie die Biene, die des Honigs zu viel gesammelt hat. Du mußt verschenken und austeilen, bis die Weisen unter den Menschen wieder einmal ihrer Torheit und die Armen wieder einmal ihres Reichtums froh geworden sind. Dazu mußt du in die Tiefe steigen, wie die Sonne des Abends tut, wenn sie hinter das Meer geht und noch der Unterwelt Licht bringt, das überreiche Gestirn. Du mußt gleich ihr untergehen, wie die Menschen es nennen, zu denen du hinab

mußt. Und das ruhige Auge der Sonne, das ohne Neid auch ein allzugroßes Glück sehen kann, wird dich segnen. Es wird den Becher segnen, der überfließen will, daß das Wasser golden aus ihm fließe und überallhin den Abglanz der Lichteswonne trage!“

Da antwortete ich dem Leben und sprach: „Alles habe ich von mir abgestreift, was mir einst lieb war: Gott und den Heiland, Himmel und Hölle, Gut und Böse. Dem Rauschen der Harfen meines liebsten Sängers habe ich mein Ohr verschlossen, aus dem Hause der Gelehrten bin ich ausgezogen, alles, was ich für Kleinodien hielt, habe ich verbrannt und meine Asche zu Berge getragen. Eine neue Flamme erfand ich mir, dir zu Ehren lodert sie, und sie soll den letzten Rest aller alten Göttersitze verzehren! Was soll ich bei den Menschen?“

Da sah mir das Leben voll tiefen Ernstes in die Augen und sagte: „Du liebst die Menschen!“

Ich ertrug den Blick des Lebens nicht, denn wieder schien ich mir in's Unergründliche zu sinken, und ich sah vor mich nieder und antwortete:

„Warum doch ging ich in die Einsamkeit? War es nicht, weil ich die Menschen allzu sehr liebte? Aber der Mensch ist mir eine zu unvollkommene Sache; Liebe zum Menschen würde mich umbringen. Ein Erwachter bin ich, was soll ich bei den Schlafenden?“

Kurz sagte das Leben dagegen: „Du bringst ihnen ein Geschenk.“

Doch ich wollte mich selber rechtfertigen und antwortete rasch: „Die Menschen sind mißtrauisch gegen die Einsiedler, sie werden nicht glauben, daß ich komme, um zu schenken. Fünf Mal warf ich die Angel über mich, fünf Mal zog ich keinen Fisch herauf. Ich horchte, keine Antwort biß mir in's Netz. Ich horchte mit dem Ohr meiner Liebe, die Welt

ward stumm. Nach solchen Anrufen aus der innersten Seele heraus keinen Laut von Antwort zu hören, das hat mich aus allen Banden mit lebendigen Menschen herausgehoben. Wie im Meer lebte ich in der Einsamkeit, und das Meer trug mich. Was soll ich ans Land steigen! Was soll ich meinen Leib wieder selber schleppen!"

Verächtlich entgegenete mir das Leben: „Du fürchtest wohl des Brandstifters Strafen, wenn du dein Feuer in die Täler trägst? Du denkst wohl, die Menschen hängen dich als Dieb, wenn ihnen deine Schritte einsam durch die Gassen klingen, so, wie wenn sie des Nachts in ihren Betten einen Mann gehen hören, lange bevor die Sonne aufsteht?"

Hell auf lachte ich da, weil das Leben versuchte, mich mit plumper List seinem Willen gefügig zu machen, schlug meine Augen voll auf und sagte: „Sieh' dir mein Auge an! Ist es nicht rein, seitdem du hineingesehen hast? Und mein Mund! Ist noch Ekel an ihm, seitdem du ihn geküßt hast? Gehe ich nicht daher wie ein Tänzer, seitdem du mir die Hand reichtest? Doch was soll ich bei den Menschen? Laß mich doch lieber zu den Tieren gehen und ein Bär sein unter Bären, ein Vogel unter Vögeln."

Doch das Leben sah an mir vorbei, und noch verächtlicher als zuvor antwortete es mir: „Und was willst du bei den Tieren im Walde tun? Lieder machen und sie singen; und wenn du Lieder machst, lachen, weinen und brummen und also Gott loben? Mit Singen, Weinen, Lachen und Brummen den Gott loben, der dein Gott ist?"

Da würgte es mich im Halse, als ich das Leben also schmähen hörte, als wäre ich wieder gottsüchtig geworden und rief: „Du bist nur eifersüchtig auf meine Weisheit, darum willst du, daß ich sie an die Menschen verschenke."

Da fragte mich das Leben: „Wer ist denn das, die Weisheit?“

Und ich sagte eifrig: „Ach ja! Die Weisheit! Man dürstet um sie und wird nicht satt, man blickt durch Schleier, man hascht durch Netze. Ist sie schön? Was weiß ich! Aber die ältesten Karpfen werden noch mit ihr geködert. Veränderlich ist sie und trotzig; oft sah ich sie sich die Lippe beißen und den Kamm wider ihres Haares Strich führen. Vielleicht ist sie böse und falsch und in allem ein Frauenzimmer; aber wenn sie von sich selber schlecht spricht, da gerade verführt sie am meisten.“

Jetzt lachte das Leben boshaft und machte die Augen zu. „Von wem redest du doch?“ sagte es, „wohl von mir? Und wenn du Recht hättest, sagt man das mir so in's Gesicht! Unergründlich nennst du mich, weil Du mich nicht ergründen kannst. Aber veränderlich bin ich nur und wild und in allem ein Weib und kein tugendhaftes, ob ich schon euch Männern die Tiefe heiße oder die Treue, die Ewige, die Geheimnisvolle. Doch ihr Männer beschenkt uns stets mit den eigenen Tugenden — ach, ihr Tugendhaften!“

Also lachte sie, die Unglaubliche, aber ich glaube ihr niemals und ihrem Lachen, wenn sie bös von sich selber spricht. Und da machte sie wieder ihr Auge auf, und in's Unergründliche schien ich mir wieder zu sinken. Denn so steht es zwischen uns dreien, der Weisheit, dem Leben und mir: Von Grund aus liebe ich nur das Leben — und, wahrlich, am meisten dann, wenn ich es hasse. Daß ich aber der Weisheit gut bin und oft zu gut, das macht, sie erinnert mich gar sehr an das Leben Sie hat ihr Auge, ihr Lachen und sogar ihr goldenes Angelrütchen: was kann ich dafür, daß die Beiden sich so ähnlich sehen?

In seligem Rausch ob des Lachens des Lebens lauschte ich dem Klang der Wunderstimme, bis sie in ernsterm Tone fortfuhr: „Die Menschen haben dich nicht aufgenommen; noch immer nennen sie sich nach dem Galiläer und reden sein Gut und Böse nach, darum willst du lieber Einsiedler werden und bei den Tieren wohnen. Zwar kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß ein Hunger über die Erde kommen wird, nicht ein Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach Dionysos. Daß sie hin und her, von einem Meer zum andern, von Mitternacht gegen Morgen umlaufen, Dionysos zu suchen. Scharen, die niemand zählen kann, werden kommen zu deiner Wohnung, doch bis sie kommen, will ich dir Tiere zu deinen Gefährten geben als Gehilfen, die um dich seien. Das stolzeste Tier unter der Sonne, den Adler, und das klügste Tier unter der Sonne, die Schlange. Siehe! dem Ring der Ringe gleich, der uns umschließt, ringelt sich die kluge Schlange dem stolzen Adler um den Hals. Gefährlicher ist's unter Menschen als unter Tieren. Gefährliche Wege gehst du. Mögen deine Tiere dich führen! Unmöglich ist es, von Grund aus klug zu sein, aber dein Stolz kann immer mit deiner Klugheit gehen. Und wenn dich einst deine Klugheit verläßt, dann soll dein Stolz noch mit deiner Torheit fliegen!" -

Da senkte sich aus dem wolkenlosen Himmel ein Adler herab; um seinen Hals geringelt einer Freundin gleich die Schlange, stolz und klug und in allem dem Leben ähnlich. wenn es im Frührot des ersten Morgenstrahles dahergeht. Zu meinen Füßen ließ sich der Adler nieder; voll Liebe drängten sich die Tiere an mich und sahen zu mir auf, also daß mir vor Rührung die Augen übergingen. Das Leben aber stand still lächelnd dabei wie eine Mutter, die sich des Glückes ihrer Kinder freut.

Also genossen wir vier des Augenblicks oder der Zeit, der ganzen Zeit oder der halben Zeit, als das Leben wieder das Wort nahm und mich an meine Botschaft für die Menschen gemahnte.

„Laß mich bei meinen Tieren“, entgegnete ich ihr, „was soll ich bei den Menschen? Ist meine Botschaft gleich eine Botschaft für alle, so wird sie doch keiner annehmen.“

„Sieh dir den Galiläer an“, antwortete ein wenig streng das Leben, „wie viele Jünger hatte er denn für seine Lehre vom andern Leben und von der Hinterwelt, als er starb? Flohen sie nicht alle und ärgerten sie sich nicht alle an ihm, weil er sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt, darum stecket das Schwert in die Scheide!“ Und doch lief ihm bald alle Welt nach; und du hast wohl vergessen, was die Priester, die sich nach dem Galiläer nennen, aus mir, dem Leben gemacht haben?“

Während das Leben so sprach, verwandelte es sich. Das ewig Lebendige wich dem ewig Toten: Die dionysische Kraft und Schönheit der Glieder verschwand, ein Knochengerüst mit pergamentartiger Haut überzogen trat an seine Stelle, aber aus den hohlen Augenhöhlen zuckte eine fibrige Glut. Schwach schien die magere Hand wie die eines Sterbenden, und doch schwang sie mit Macht die Geisel, um die Haut von den Knochen des Rückens abzuschälen. Keuchend hob sich die eingefallene Brust, als wollte sie zerspringen; und als die Geisel der bebenden Hand entsank, da faltete sie sich mit der andern vor Schmerz in die Erde gekrampften; und tief gebeugt stammelte die Büßerin die betenden Worte: „Ich danke dir, allmächtiger Gott, daß du auch heute deine Gnade reichlich über mich ausgegossen hast, ob ich gleich Staub und Asche bin . . .“

Kaum hatte sich das Leben solcher Weise verwandelt, da wurden meine Tiere unruhig. Kraus und krauser sträubte sich dem Adler das Gefieder, immer schneller schoß der Kopf der Schlange an seinem Hals hin und her und weit hinaus schnellte sie die gespaltene Zunge. Doch während der Adler immer heftiger mit den Fängen auf die Erde trat, lähmte mich das Entsetzen, bis ich nach den ersten Worten des Gebets wie leblos zu Boden stürzte. Als ich wieder zu mir kam, umringten mich die Tiere liebkosend, und wie ich die Augen aufschlug, stand vor mir das Leben in seiner vollen Pracht, so daß ich aufsprang, um mich in seine ausgebreiteten Arme zu stürzen. Zart und doch unlöslich fest umschlang uns da der Ring der Ringe, und inniger ringelte sich die kluge Schlange um den Hals des Adlers und schmiegte schmeichelnd ihren Kopf an sein weiches Gefieder.

Nach einer Zeit oder zwei Zeiten löste sich das Leben wieder aus meiner Umarmung und sagte: „Wenn du den Menschen nichts geben willst, so nimm ihnen wenigstens etwas, nimm ihnen das Kreuz des Galiläers und befreie sie von den Gesetzen, die sie in seinem Namen verkünden, bis der klare Himmel wieder in Kirchenmauern hineinleuchtet, und der Ruf der Dionysosdiener durch ihre Hallen tönt."

Doch mir graute mehr denn je vor den Menschen, so daß ich neue Ausflüchte suchte und zu dem Leben sagte: „Du kennst die alte Rede der Menschen: „Wir wollen dir glauben, wenn einer von den Toten aufersteht", so gib mir einen von den Toten, daß er mein erster Jünger sei!"

Da lachte das Leben und entgegnete: „Es ist weder deine noch meine Art, nach rückwärts zu sehen, aber wende dich für einen Augenblick um, denn schon schickt sich der, den du suchst, an, vor dich zu treten."

Und mir war, als würde ich selber aus eins zu zwei; und da stand vor mir ein Mann ohne Falsch, aus dessen Mund noch nie eine Lüge gegangen war. In der Hand hielt er den Bogen, bereit, den sichern Pfeil abzuschießen. Der sprach zu mir: „Ich bin Zarathustra, der Perser, der erste, der die Welt zerspalten hat in ein Reich des Lichtes und in ein Reich der Finsternis, in eine gute Welt und in eine böse Welt. Ich habe meinen Irrtum erkannt und bin ein Jasagender geworden, ein Jasagender zu allem, was da lebt. Darum komme ich zu dir als erster Jünger des Dionysos, und ich will dir folgen, wo du auch hingehst."

Jubelnd rief das Leben: „Dionysos — Zarathustra! Der große Mittag ist da! Alles Zerbrochene fügt sich wieder zum Einen, alles Zerrissene wird wieder heil!" Hoch schwang die Unvergleichliche den Thyrsosstab, wild wehten die Winden in ihrem Haar und gellend wie Kriegsgeschrei klang ihr donnernder Ruf: „Heil Dionysos — Zarathustra!"

Und wieder breitete das Leben die Arme aus, uns beide zu umschließen, und weit öffnete sich mir sein Auge, um mich wieder ins Unergründliche zu ziehen; doch ich blieb hart, denn ich hatte noch eine Frage, und ich erstickte fast an ihr. Es war die Frage: „Hat das Leben auch das Gesindel nötig? Sind vergiftete Brunnen nötig und stinkende Feuer und beschmutzte Träume und Maden im Lebensbrot?" Mit abgewandtem Blick, und ehe noch das Leben auf meine Frage antworten konnte, rief ich:

„Das Leben ist ein Born der Lust, aber wo das Gesindel mit trinkt, da sind alle Brunnen vergiftet. Allem Reinlichen bin ich hold, aber ich mag die grinsenden Mäuler nicht sehen und den Durst der Unreinen. Sie warfen ihr Auge hinab in den Brun-

nen; nun glänzt mir ihr widriges Lächeln herauf aus dem Brunnen. Das heilige Wasser haben sie vergiftet mit ihrer Lüsternheit, und als sie ihre schmutzigen Träume Lust nannten, vergifteten sie auch noch die Worte. Unwillig wird die Flamme, wenn wir ihre feuchten Herzen ans Feuer legen; der Geist selber brodelt und raucht, wo das Gesindel ans Feuer tritt. Süßlich und übermürbe in ihrer Hand wird die Frucht: windfällig und wipfeldürr macht ihr Blick den Fruchtbaum. Und wenn ich mich vom Leben abkehrte, kehrte ich mich nur vom Gesindel ab: ich wollte nicht Brunnen und Flamme und Frucht mit dem Gesindel teilen. Und wenn ich in die Wüste ging und mit Raubtieren Durst litt, wollte ich nur nicht mit schmutzigen Kameeltreibern um die Cisterne sitzen. Und wenn ich wie ein Vernichter daher kam und wie ein Hagelschlag allen Fruchtfeldern, wollte ich nur meinen Fuß dem Gesindel in den Rachen setzen und also seinen Schlund stopfen. Und den Herrschenden wandt' ich den Rücken, als ich sah, was sie jetzt herrschen nennen: schachern und markten um Macht — mit dem Gesindel! Und die Nase mir haltend ging ich unmutig durch alles Gestern und Heute: wahrlich übel riecht alles Gestern und Heute nach dem schreibenden Gesindel! Einem Krüppel gleich, der taub und blind und stumm wurde, also lebte ich lange, daß ich nicht mit Macht- und Schreib- und Lust-Gesindel lebte. Mühsam stieg mein Geist Treppen, und vorsichtig; Almosen der Lust waren mein Labsal, am Stabe schlich dem Blinden das Leben!“

Wort um Wort rollte gleich schweren Steinen von meiner bedrängten Seele in die Tiefe, mein Ekel selber schuf mir Flügel und quellenahnende Kräfte. Ins Höchste flog ich, das ich nie zuvor erdacht hatte, mein Auge verjüngte sich, und zu sich

hin zwang das Leben meinen Blick. Und so stand es vor mir in einer Höhe, wo kein Gesindel mehr am Brunnen sitzt. Hier im Höchsten quillt mir der Born der Lust, fast zu heftig strömt mir der Quell, und allzu heftig strömt ihm noch mein Herz entgegen.

Und es war eine große Stille, bis das Leben langsam feierlich also zu uns sprach: „Oh kommt, meine Freunde, daß die Stille noch seliger werde! Denn dies ist unsre Höhe und unsre Heimat: zu hoch und steil wohnen wir hier allen Unreinen und ihrem Durste. Werft nur eure reinen Augen in den Born meiner Lust, ihr Freunde! Wie sollte er darob trübe werden! Entgegenlachen soll er euch mit seiner Reinheit! Auf dem Baume Zukunft bauen wir unser Nest, Adler sollen uns Einsamen Speise bringen in ihren Schnäbeln! Wahrlich, keine Speise, an der Unsaubre mitessen dürften! Feuer würden sie zu fressen wähnen und sich die Mäuler verbrennen! Wahrlich! Keine Heimstätte halten wir hier bereit für Unsaubere! Eishöhle würde ihren Leibern unser Glück heißen und ihren Geistern! Und wie starke Winde wollen wir über ihnen leben, Nachbarn den Adlern, Nachbarn dem Schnee, Nachbarn der Sonne: also leben starke Winde. Und einem Winde gleich sollst du jetzt zwischen sie blasen, und mit deinem Geiste ihrem Geiste den Atem nehmen: so will es deine Zukunft. Ein starker Wind bist du allen Niederungen, zu denen du jetzt hinab gehst, und solchen Rat rate ich allen deinen Feinden und allem, was spuckt und speit: „hütet euch, gegen den Wind zu speien!“ denn du sollst mir wiederkommen als — Uebermensch!“

Da war es vorbei mit der zögernden Trübsal meines Frühlings, Sommer wurde ich ganz und Sommer-Mittag. Dionysos stieg nieder zur Erde, und Zarathustra wurde wieder Mensch.

10. Die Versuchung und der erste Jünger Zarathustras

Aus der Höhe, da wir allein waren mit dem Leben, meiner Braut, schritten wir hinab und kamen nach langer Zeit in das Gefilde der Gletscher, wo ich früher einsam geweilt hatte. Da freute ich mich doppelt meiner Zweisamkeit mit Zarathustra. Doch während wir einen Augenblick anhielten, die Eisluft zu genießen, hörten wir über unsern Häuptern den Schrei meines Adlers; und als wir zu ihm aufsahen, bemerkten wir an seinem Hals seine Freundin, die Schlange. Langsam zog er über uns einen Kreis; dann schoß er wie auf den Schwingen des Windes zur Seite und ließ sich weit ab von unserem Pfad auf einem Felsen nieder, unter dem ein dunkler Punkt den Eingang einer Höhle verriet. „Dorthin muß ich," sagte ich jetzt zu Zarathustra, und wies auf die Höhle. „Du aber gehe zu den Menschen und verkündige ihnen den, der da kommen soll, welches ist der Uebermensch."

Raschen Laufes ging Zarathustra weiter hinab zu den Menschen, denn er war voll Geist und Weisheit, und in seinem Herzen war es wie ein brennendes Feuer, das ihn trieb, seinen Mund aufzutun.

Jenseits von Zeit und Ziel, den Ring der Ringe am Finger und die ewige Lebendigkeit im Herzen, so schritt ich langsam der Höhle zu, gewohnt hoch über den Menschen einsame Wege zu gehen, den reinen Himmel über mir und Eisluft um mich. Je mehr ich mich aber der Höhle näherte, um so dunkler umzog sich der Himmel mit Wolken, den schleichenden Raubkatzen, die mir mein Ja und Amen nicht gönnen zu allem was da lebt, weil sie düstere Prediger sind von Gut und Böse. Mein Adler aber wurde immer unruhiger, als wollte er nach unten stoßen dem Eingang der Höhle zu. Dorthin war auch der feurige Blick der klugen Schlange gerichtet, so daß kein Zweifel mehr bestand, daß mir jemand den Eintritt in die Höhle verwehren wollte.

Da beschleunigte ich meinen Schritt, denn nichts war mir jetzt lieber als Kampf, da ich noch den Kuß des Lebens fühlte; und jauchzend wie der Krieger, der nach langer qualvoller Ruhe das sieggewohnte Schwert aus der Scheide zieht und sein Schlachtroß in das dichteste Gewühl der Lanzen lenkt, stürmte ich der Höhle zu. Die Tiere aber konnten sich nicht genug tun, ihre Freude über meine Ankunft zu bezeigen.

Doch statt des Kämpfers, den ich erwartete, mich mit ihm zu messen, sah ich ein Kind; und es hatte die Gestalt, die ich selbst dereinst, da ich noch Kind war, dem Kind gegeben hatte, das um die Winterszeit Palast und Hütte besucht, und das alle Kinder zu schauen begehren. Aber trotz der Unschuldskleidung erkannte ich meinen Haupt- und Erzfeind, den Geist der Schwere.

„Verlaß den Pfad, den du gehst," so begann er mit einschmeichelnder Kinderstimme", den Pfad der ewigen Wiederkunft, unendlich hier hinaus und unendlich dort hinaus. Wie wolltest du das Leben

ewig mit dir herumschleppen? Denn böse von Grund auf ist das Leben, und wenn es dir lächelt und die glühende Wange an dich schmiegt, so tut es das nur, um dich seinen Sporn und seine Peitsche desto schmerzhafter fühlen zu lassen. Dieses Leben zu verewigen, das ist der schauerlichste Gedanke, der je in eines Menschen Herz gekommen ist, denn er ist dem andern Gedanken gleich, dem von der ewigen — — Verdammnis. Gehe den andern Weg, der deinen unendlichen kreuzt, du stehst auf dem Schnittpunkt, einen Schritt nur hier hinaus, einen Schritt nur dort hinaus, hinüber in „jenes“ Leben! Werde wieder ein Kind und folge deinem Heiland!“

Lächelnd entgegnete ich dem Geist mit dem Kindermund: „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge, da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.“. So kann ich auch nicht mehr die Hände falten wie die Kindlein und lieber Gott sagen. Bleibe du nur immerdar Kind, wenn dich danach gelüstet und kehre ewig wieder als Kind im Ring der ewigen Wiederkunft!“ Also versuchte ich meinen Versucher und wandte ihm den Rücken. Da verscheuchte mein Freund, der Sturmwind, der Himmelsfeger, die Ziehwolken; und gleißend blinkte der Ring der Ringe in der neuen Sonne, so daß der Adler und die Schlange ihre Lust daran hatten.

Noch waren wir des Glanzes nicht satt geworden, da legte sich eine Hand wie Blei von hinten auf meine Schulter, und als ich mich umwandte, da stand vor mir ein Greis. Müde blickte er und mild wie Abendrot, und zeigte auf ein Buch in seiner andern Hand. „Wirf deinen Ring der Ringe weg“, sagte er mit einer Stimme wie der einer zersprungenen Glocke, doch nicht mißtönend, „wirf ihn hinter dich und nimm dafür das Buch der Bücher: Du bist aus-

gezogen, das Leben zu besiegen; und nun hast du dich von der Zauberin in ihr Netz locken lassen; du wolltest ein Herr werden, und du bist der Sklave eines Weibes geworden. Folge dem, von dem das Buch erzählt, dem Fürsten des Lebens, der die Welt überwunden hat."

Doch ich zeigte dem Greis das herrliche Geschenk des Lebens, den Ring der Ringe, und sah voll Entzücken, wie sein im Tode schon halb erloschenes Auge von neuem aufleuchtete. Rascher kamen die Worte von seinen Lippen, als er fortfuhr: „Der Nazarener hat das Leben mehr geliebt wie du. Ihm blühten die Blumen, ihm sangen die Vögel; sein Herz freut sich, wenn der Sämann den Samen sät und der Hirt die Herde lockt. ihn ziert kostbares Gewand, er labt sich am Saft der Trauben, Frauenhand salbt seine Füße mit duftender Narde, und Frauenhaar trocknet sie. Unsterblich macht er das Leben, das ewig vergängliche, und so nimmt er ihm die Erdenschwere ab. Darum sinkt auch Dionysos dem Nazarener zu Füßen und bittet ihn, das er ihn hinauftrage in sein himmlisches Reich."

Als der Greis von dem Sieg des Nazareners über Dionysos sprach, funkelten die Augen meines Adlers voll Entrüstung; und die Schlange ringelte sich fester um seinen Hals. Doch ich winkte den Tieren, sie sollten ruhig bleiben, wenn gleich ich auch in dem Greis meinen alten Feind, den Geist der Schwere wiedererkannt hatte; und ich sagte zu dem Alten: „Wohl hat der Nazarener einen Hauch dionysischen Geistes verspürt, darum wollte er den Tod nicht denken, aber nie hat er seinen Mund dem Leben zum Kuß gereicht. Noch kannte er nur Tränen und die Schwermut des Hebräers, samt dem Hasse der Guten und Gerechten, da überfiel ihn die Sehnsucht zum Tode. Wäre er doch in der Wüste geblieben und

ferne von den Guten und Gerechten! Vielleicht hätte er leben gelernt und die Erde lieben und das Lachen dazu. Ich aber sprach das Lachen heilig und ich sage zu dem Schmerz: Du bist mein Bruder! und zu der Lust: Du bist meine Schwester! Der Nazarener starb zu früh, er selber hätte seine Lehre widerrufen, wäre er bis zu meinem Alter gekommen! Edel genug war er zum Widerrufen! Aber ungereift war er noch. Unreif liebt der Jüngling, und unreif haßt er auch Mensch und Erde. Angebunden und schwer ist ihm noch Gemüt und Geistesflügel."

Leise röchelte der Geist der Schwere die Worte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" und verschwand. So versuchte ich abermals meinen Versucher.

Und die Erde löste sich von dem Kreuz des Nazareners, an das sie der Geist der Schwere geschlagen hatte, und das Kreuz zerfiel zu Staub. In die Finsternis der Kirchen leuchtete der reine Himmel, und wo bisher priesterliche Scharen langsam Schritt für Schritt den vorgeschriebenen Weg gezogen waren, leise dumpfe Gebete murmelnd, da schwärmten die freien Diener des Dionysos. Zu mir herauf aber stieg der Wagen des Gottes selbst, und ich flog auf ihm höher und höher, bis mir auch mein Stolz und meine Klugheit nicht mehr zu folgen vermochten. Doch da überfiel mich ein Grauen, denn ich war zu weit hineingeflogen in die Zukunft. Genossen wollte ich haben, dazu hatte ich Zarathustra ausgeschickt, und nun war die Zeit mein einziger Zeitgenosse. Darum sah ich hinab zu den Menschen, und noch lag auf ihnen der ungeheure Schatten des toten Gottes, bewacht von den beiden Drachen Gut und Böse.

So kam ich zu den Gegenwärtigen. Und als sie meiner ansichtig wurden, da jubelten sie mir zu, und

ihr König ging mir entgegen, mich in ihrer Mitte willkommen zu heißen. Alsbald erkannte ich in ihm den Geist der Schwere, aber ich mußte lachen, und lachte und lachte, denn nie sah mein Auge etwas so Buntgesprenkeltes. Mit fünfzig Klexen war er bemalt an Gesicht und Gliedern, und fünfzig Spiegel hatte er um sich, die seinem Farbenspiel schmeichelten und nachredeten. Keine bessere Maske konnte er tragen als sein eigenes Gesicht, um sich vor dem Erkanntwerden zu schützen. Vollgeschrieben war er mit den Zeichen der Vergangenheit, und auch diese Zeichen überpinselt mit neuen Zeichen, und so versteckte er sich vor allen Zeichendeutern. Aus Farben war er gebacken und aus geleimten Zetteln. Alle Völker und Zeiten blickten bunt aus seinen Schleiern, alle Sitten und Glauben redeten bunt aus seinen Gebärden.

Und der Geist der Schwere warf sich in die Brust und sprach zu mir also: „Willkommen hier im Land der Bildung! Heil dir, daß du zurückgekommen bist und nach Hause! Die Sehnsucht, von der dein Herz voll ist, sie soll gestillt werden! Denn Wirkliche sind wir ganz, und ohne Glauben und Aberglauben. Sieh dir doch nur unsere Gelehrten an! Sie sitzen kühl in kühlem Schatten: sie wollen in allem nur Zuschauer sein und hüten sich, dort zu sitzen, wo die Sonne auf die Stufen brennt. Gleich solchen, die auf der Straße stehn und die Leute angaffen, die vorübergehn: also warten sie auch und gaffen Gedanken an, die andere gedacht haben. Geschickt sind sie, sie haben kluge Finger, und deine Einfalt kann lernen von ihrer Vielfalt. Alles Fädeln und Knüpfen und Weben verstehn ihre Finger: also wirken sie die Strümpfe des Geistes. Gute Uhrwerke sind sie, wenn man sie richtig aufzieht. Dann zeigen sie ohne Falsch die Stunde und machen einen bescheide-

nen Lärm dabei. Gleich Mühlwerken arbeiten sie und Stampfen, man werfe ihnen nur seine Fruchtkörner zu! sie wissen schon, Korn klein zu mahlen und weißen Staub daraus zu machen. Sie sehen einander gut auf die Finger und trauen sich nicht zum Besten. Erfinderisch in kleinen Schlauheiten warten sie auf solche, deren Wissen auf lahmen Füßen geht, gleich Spinnen warten sie. Laß den Wagen des Dionysos und setze dich zu uns! Was soll dir all' deine Ferne und deine Höhe und der Ring der Ringe? Betrachte das Leben aus der Ferne und laß es an dir vorüberziehen."

Fast schien es mir zu wenig, dem Geist der Schwere zu antworten, denn ich hätte gewollt, seine Gebildeten und Gelehrten wären mir gleichgiltig, aber noch jüngst hatte mich mein Herz zu ihnen getrieben. Und so sprach ich zu ihm: „Alle Zeiten schwätzen wider einander in euren Geistern, und aller Zeiten Träume und Geschwätz waren wirklicher noch, als euer Wachsein ist. Unfruchtbare seid ihr: darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen mußte, der hatte auch immer seine Wahr-Träume und Stern-Zeichen und glaubte an Glauben. Halboffne Tore seid ihr, an denen Totengräber warten. Und das ist eure Wirklichkeit: „alles ist wert, daß es zu Grunde geht." Ach, wie ihr mir dasteht, ihr Unfruchtbaren, wie mager in den Rippen! Und mancher von euch hatte wohl dessen selber ein Einsehen und sprach: „Wundersam ist die Armut meiner Rippen!" Ja, zum Lachen seid ihr mir, ihr Gegenwärtigen! Und sonderlich, wenn ihr euch über euch selber wundert! Und wehe mir, wenn ich nicht lachen könnte über eure Verwunderung, und alles Widrige aus euren Näpfen hinunter trinken müßte!"

So sprach ich und zog von dem Geist der Schwere Schleier und Ueberwürfe und Farben und Gebär-

den ab. Gerade genug blieb übrig, um Vögel damit zu erschrecken. Und ich selber wurde zu dem erschreckten Vogel und flog davon, als das Gerippe mir Liebe zuwinkte. Lieber wollte ich noch Tagelöhner sein in der Unterwelt und bei den Schatten des Ehemals. Denn alles Unheimliche der Zukunft, und was je verflogenen Vögeln Schauder machte, ist wahrlich heimlicher noch und traulicher als ihre Wirklichkeit.

Doch es war nicht meine Gewohnheit, zu fliehen, und sei es auch vor einem Farbentopf; und so wandte ich mich wieder um, dem ehemals Buntgesprenkelten, von mir Entkleideten noch einmal ins Gesicht zu lachen, da rief mich eine Stimme, die mir vor Zeiten mehr gegolten hatte als alle andern zusammen, die Stimme des berühmten Weisen. „Die Zeit meines Erdenlebens ist vorüber“, so sprach er ernst und feierlich, „komm! nimm du meinen Sitz ein. Dem Volke habe ich gedient und des Volkes Aberglauben, darum zollt man mir Ehrfurcht, darum erträgt man auch meinen Unglauben. Vom Volk her kam ich, von dort her kam mir auch Gottes Stimme, immer war ich des Volkes Fürsprecher, immer zog ich des Volkes Karren. Und so wuchs ich als Diener des Volkes mit des Volkes Geist und Tugend, und das Volk durch mich. Das ist meine Ehre. Denn die Wahrheit ist da: ist das Volk doch da! Wehe, den Suchenden! Und so stehe ich ehrbar da und steif und mit geradem Rücken, glücklich im Dienst des Volkes; denn ich habe mir den als Herrn gesucht, dem mein Dienst am besten nützte, das Volk. Darum wohnte ich in den Städten, gut gefüttert und hoch berühmt, als des Volkes Fürsprecher. Aber verhaßt wie ein Wolf den Hunden ist dem Volk der freie Geist, der Fessel Feind, der Nicht Anbeter, der in Wäldern Hausende. Ihn zu jagen aus seinem Schlupfe —

das hieß immer dem Volke „Sinn für das Rechte“: gegen ihn hetzt es noch immer seine scharfzahnigsten Hunde. Und so trage ich um mich das Fell des Löwen, das Fell des Raubtiers, das buntgefleckte, und die Zotten des Forschenden, Suchenden, Erobernden. Vor manches Mächtigen Wagen durfte ich hergehen, der gut fahren wollte mit dem Volke.“

Sobald sich der berühmte Weise den Diener des Volkes und der Mächtigen nannte, erkannte ich in ihm den Geist der Schwere und sagte: „Ein Eselein bist du, hartnäckig und klug, dem Esel gleich.“

Da antwortete der Geist der Schwere aus dem berühmten Weisen: „Wir sind ja unter uns, darum magst du mich immerhin ein Eselein nennen, glänze ich doch von den Geschenken des Volkes, dem goldnen Geschirr. Behaglich sitze ich in schattigen Oasen, wo ich meine Götter anbete. Auch kenne ich wohl des Geistes Funken, aber ich brauche den Ambos nicht zu sehen, der er ist und nicht die Grausamkeit seines Hammers. Du hast um der Wahrhaftigkeit willen dein verehrendes Herz zerbrochen, bist in götterlose Wüsten gegangen. Da liegst du nun im gelben Sand, und verbrannt von der Sonne schielst du durstig nach quellenreichen Eilanden, wo Lebendiges unter dunklen Bäumen ruht. In der Wüste nur kannst du wohnen als Wahrhaftiger und du kannst ein Herr sein über die — — — Wüste.“

Da antwortete ich dem berühmten Weisen: „Zum ersten Mal in deinem Sklavenleben hast du die volle Wahrheit gesprochen, du berühmter Weiser, denn zum ersten Mal sprachst du nicht zum „Volk“. Wahrlich, frei vom Glück der Knechte, erlöst von Göttern und Anbetungen, furchtlos und fürchterlich, groß und einsam: so ist der Wille des Wahrhaftigen. Hungernd, gewalttätig, einsam, gottlos, so will sich selber der Löwen-Wille. Auch ihr, ihr berühmten

Weisen, ihr bleibt noch in euren Tugenden „Volk", Volk mit blöden Augen, Volk, das nicht weiß, was Geist ist. Geist ist das Leben, das selber in's Leben schneidet; an der eigenen Qual mehrt sich das eigne Wissen. Und des Geistes Glück ist dies: gesalbt zu sein und durch Tränen geweiht zum Opfertier. Meine Blindheit und mein Suchen und Tappen soll noch von der Macht der Sonne zeugen, in die ich schaute. Wahrlich, ihr kennt des Geistes Stolz nicht! Aber noch weniger würdet ihr des Geistes Bescheidenheit ertragen, wenn sie einmal reden wollte. Und niemals noch durftet ihr euren Geist in eine Grube von Schnee werfen: ihr seid nicht heiß genug dazu! So kennt ihr auch die Entzückungen seiner Kälte nicht. Ihr seid mir Laue: aber kalt strömt jede tiefe Erkenntnis. Eiskalt sind die innersten Brunnen des Geistes: ein Labsal heißen Händen und Handelnden. Ihr seid keine Adler: so erfuhrt ihr auch das Glück im Schrecken des Geistes nicht. Und wer kein Vogel ist, soll sich nicht über Abgründen lagern. Dem Segel gleich zitternd vor dem Ungestüm des Geistes geht meine Weisheit über das Meer — meine wilde Weisheit! Aber ihr Diener des Volkes, ihr berühmten Weisen, — wie k ö n n t e t ihr mit mir gehen!"

So sprach ich abgewandt von dem berühmten Weisen, und als ich mich wieder umwandte, da war er nicht mehr, und niemand kannte die Stätte, da er gewohnt hatte.

Jetzt aber sehnte ich mich wieder nach meinen Tieren und frischer reiner Eisluft; und so schritt ich rüstig hinauf in das Gebirge nach meiner Höhle zu. Noch verdeckte mir ein Bergkegel die Aussicht zu dem Eingang, und ich spannte alle meine Kräfte an, um so bald als möglich an den Platz zu kommen, von dem aus ich ihn sehen konnte, als Gesang und Saitenspiel an mein Ohr schlugen, die von einem

Männlein herrührten, das am Wege saß, als wollte es von den Vorübergehenden Almosen erbitten. Fröhlich war sein Lied, fröhlich sein Spiel, darum hörte ich ihm zu, wie er also sang:

„Als ich jüngst, mich zu erquicken,
Unter dunklen Bäumen saß,
Hört' ich ticken, leise ticken,
Zierlich, wie nach Takt und Maß.
Böse wurd' ich, zog Gesichter, —
Endlich aber gab ich nach,
Bis ich gar, gleich einem Dichter,
Selber mit im Ticktack sprach.

Wie mir so im Verse-Machen
Silb' um Silb' ihr Hopsa sprang,
Mußt' ich plötzlich lachen, lachen
Eine Viertelstunde lang.
Du ein Dichter? Du ein Dichter?
Steht's mit deinem Kopf so schlecht?
„Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter“
Achselzuckt der Vogel Specht.

Wessen harr' ich hier im Busche?
Wem doch laur' ich Räuber auf?
Ist's ein Spruch? Ein Bild? Im Husche
Sitzt mein Reim ihm hintendrauf.
Was nur schlüpft und hüpft, gleich sticht der
Dichter sich's zum Vers zurecht.
„Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter“
Achselzuckt der Vogel Specht.

Reime, mein' ich, sind wie Pfeile?
Wie das zappelt, zittert, springt,
Wenn der Pfeil in edle Teile
Des Lacerten — Leibchens dringt!
Ach, ihr sterbt dran, arme Wichter,
Oder taumelt wie bezecht!
„Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
Achselzuckt der Vogel Specht.

Schiefe Sprüchlein voller Eile,
Trunkne Wörtlein, wie sich's drängt!
Bis ihr Alle, Zeil' an Zeile,
An der Ticktack-Kette hängt.
Und es gibt grausam Gelichter,
Das dies — freut? Sind Dichter — schlecht?
„Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
Achselzuckt der Vogel Specht.

Höhnst du, Vogel? Willst du scherzen?
Steht's mit meinem Kopf schon schlimm,
Schlimmer stünd's mit meinem Herzen?
Fürchte, fürchte meinen Grimm! —
Doch der Dichter — Reime flicht er
Selbst im Grimm noch schlecht und recht.
„Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
Achselzuckt der Vogel Specht.

Schon nach den ersten Tönen hatte ich in dem Sänger den Geist der Schwere erkannt, der mir selbst wieder in das Gebirge nachgeschlichen war, mich noch weiter zu versuchen, und ich dachte im ersten Zorn daran, dem Elenden sein Saitenspiel zu zer-

trümmern und mit einem zweiten Faustschlag dem Gesang ein Ende zu machen, aber es reizte mich, das Ganze zu hören, und so ließ ich ihn ruhig gewähren.

Als er zu Ende war, sah ich ihm in's Gesicht und wartete, daß er mich anreden würde, um mich weiter zu versuchen; doch statt dessen schickte er sich nach ganz kurzer Pause an, von neuem zu spielen und zu singen. Um dies zu verhindern fragte ich ihn: „Für wen singst und spielst du denn da?“ „Für uns beide“, gab er zur Antwort, und legte sich schon wieder sein Instrument zurecht, um weiter seine Kunst zu zeigen. Da nahm ich ihm sein Spiel weg, stellte es neben ihn in das Gras und sagte: „So laß doch deine Albernheiten und steh' mir erst Rede, was all' das soll!“ Mit beleidigter Miene antwortete der Geist der Schwere: „Was willst du denn? Wir sind doch beide Dichter und Sänger, also dichten und singen wir.“ Dabei griff er ganz dreist nach seinem Instrument, das ich mit schnellerem Griff weiter wegrückte.

Da erhob sich der Geist der Schwere aus dem Gras, in dem er bisher gesessen hatte, sah mir ernst ins Gesicht und sagte: „Wir sind unter uns, wozu Redensarten? Du bist ein Dichter. Du meinst, das Leben sei in dich verliebt und es schleiche zu deinem Ohr, Heimliches hinein zu sagen und verliebte Schmeichelreden: dessen brüstest und blähst du dich vor allen Sterblichen. Nur weil du ein Dichter bist, läßt du dir von allerlei Dingen träumen zwischen Himmel und Erde, und vor allem träumst du von Dingen über dem Himmel. Immer zieht es dich hinan zum Reich der Wolken: auf sie setztest du deine bunten Bälge und heißt sie dann Uebermenschen. Ja, wahrlich! Leicht genug sind sie für diese Stühle.“

„Laß mich in Ruhe mit den Dichtern!“ erwiderte ich dem aufdringlichen Gesellen. „Die Dichter lügen

zu viel; und weil sie zu wenig wissen, so müssen sie schon lügen."

„Du wirst ja auf einmal moralisch! Was schadet denn das Lügen? Du bist ein Dichter, und da sträube dich doch nicht länger! Lege dich zu mir ins Gras und an einsame Gehänge und spitze die Ohren und freue dich an den geistig Armen und der „Weisheit" des Volkes. Wozu denn das Gefühl bis in die Gründe hinabsenken? Bleiben wir hübsch an der Oberfläche und trüben das Gewässer, dann scheint es auch tief. Und wenn wir selber harten Schalentieren gleichen und wir statt der Seele gesalzenen Schleim in uns tragen, so findet man doch in uns auch Perlen. Und wir haben auch Zuschauer, wenn wir dem Meere gleich unsern Spitzenfächer von Silber und Seide spielen lassen oder wie der Pfau unsern Schweif hinrollen. Und haben wir keinen andern Zuschauer, so schaut uns ein alter Büffel zu. Mag er häßlich sein und im Dickicht oder Sumpfe wohnen, er schaut uns zu. Komm, wir wollen von jungen Weibchen singen, das ist einfach, und jeder hört's gern."

Und ehe ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte, ergriff er sein Saitenspiel und sang:

„So lang noch hübsch mein Leibchen,
Lohnt sich's schon, fromm zu sein.
Man weiß, Gott liebt die Weibchen,
Die hübschen obendrein.
Er wird's dem armen Mönchlein
Gewißlich gern verzeihn,
Daß er, gleich manchem Mönchlein,
So gern will bei mir sein.

Kein grauer Kirchenvater!
Nein, jung noch und oft rot,
Oft trotz dem grausten Kater
Voll Eifersucht und Not.
Ich liebe nicht die Greise,
Er liebt die Alten nicht:
Wie wunderlich und weise
Hat Gott dies eingericht!

Die Kirche weiß zu leben,
Sie prüft Herz und Gesicht.
Stets will sie mir vergeben, —
Ja, wer vergibt mir nicht!
Man lispelt mit dem Mündchen,
Man knixt und geht hinaus,
Und mit dem neuen Sündchen
Löscht man das alte aus.

Gelobt sei Gott auf Erden,
Der hübsche Mädchen liebt
Und derlei Herzbeschwerden
Sich selber gern vergibt.
So lang noch hübsch mein Leibchen,
Lohnt sich's schon fromm zu sein:
Als altes Wackelweibchen
Mag mich der Teufel frein!"

Triumphierend sah mich der Geist der Schwere an, als er geendet hatte, ich aber blickte finster auf ihn und sprach: „Ich bin von Heute und Ehedem, aber etwas ist in mir, das ist von Morgen und Uebermorgen und Einstmals. Ich bin der Dichter

müde, der alten und der neuen, und ich sehe kommen, daß sie ihrer selbst müde werden. Verwandelt sehe ich schon die Dichter, und gegen sich selber den Blick gerichtet."

Ach, ich warf wohl mein Netz in ihre Meere und wollte gute Fische fangen, aber immer zog ich eines alten Gottes Kopf heraus.

Ohne den Geist der Schwere auch nur eines Blickes weiter zu würdigen, ging ich meiner Höhle zu. Doch nach einigen Schritten wandte ich mich um, denn ich gedachte, ihm noch ein Lied zu singen, um ihm zu zeigen, was mir Gesang und Lied war, seitdem ich des Lebens Kuß gefühlt hatte und den Ring trug des einzigen Weibes, von dem ich Kinder möchte. Aber mein Widersacher rief mir mit einem über alle Maßen boshaften Lachen zu: „Wir sehen uns noch oft!" Da behielt ich mein Lied für mich und ging meines Wegs, denn inzwischen war die Nacht hereingebrochen.

Als ich in meiner Höhle ankam, da waren meine Tiere hocherfreut und konnten sich nicht genug tun, mich zu liebkosen, weil ich nicht nur die Versuchung überwunden, sondern auch noch meinen Versucher versucht hatte. Und wie sie hörten, was mir der Geist der Schwere nachgerufen hatte, da sagten sie zu mir: „Dreimal ist der Galiläer versucht worden, und Jahrhunderte ist ihm die halbe Welt nachgelaufen. Du aber bist das Schicksal der ganzen Welt, denn du wertest ihre heiligen Werte um, wie solltest du dir an dreimaliger Versuchung genügen lassen?"

Und als die Tiere schweigend und voll Ehrfurcht in der dunkeln Nacht zu mir aufblickten, da sang ich ihnen und mir das Lied, das ich dem Geist der Schwere singen wollte:

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir, das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen, — nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden."

11. Mein erster Jünger

Nur im Schaffen liegt das Heil! Darum schaudert meine Haut von zarten Erinnerungen, wenn ich mir am Beginn meines 45. Lebensjahres meine Gedanken, die Geburten meines Geistes vor Augen führe, mich an ihnen zu erquicken. Meine Kinder sind es, und mein Herz entbrennt in Liebe zu ihnen.

Mein erstes Werk, das ich im Ritterdienst des Lebens schrieb, war die Geburt der Tagödie. Unter den Donnern der Schlacht bei Wörth habe ich es begonnen, in kalten Septembernächten, vor den Mauern von Metz, mitten im Dienst der Krankenpflege habe ich das freudigste, überschwänglich übermütigste, von Wahrheit und Wissenschaft am strengsten bestätigte und aufrecht erhaltene Ja zum Leben gefunden. Das aus der Ueberfülle geborene Ja ohne Vorbehalt, das Ja gerade zu d e n Seiten des Lebens, die Schopenhauer und das Christentum ablehnen. Dafür erfand ich mir das Wort dionysisch. Wer dieses Wort nicht nur begreift, sondern sich selbst in dem Wort begreift, der hat keine Widerlegung irgendeines „Idealismus" mehr nötig: er riecht die Verwesung. Ich wollte nicht durch die Tragödie von Schrecken und Mitleid erlöst werden, ich wollte

hoch über Schrecken und Mitleid die ewige Lust des Werdens selbst sein, jene Lust, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schließt. Es gibt kein Sein, nur ein Werden, ein ewiges Vergehen und Vernichten, das ist das Leben, das ist die ewige Wiederkunft, und ich, der wiedererstandene Dionysos bin der erste Lehrer dieser ewigen Wiederkunft. Wenn ich von Wagnerscher Musik redete, beschrieb ich die dionysische Musik. Man darf rücksichtslos meinen Namen hinstellen, wo der Text das Wort Wagner gibt.

In den unzeitgemäßen Betrachtungen ging ich gegen den Bildungsphilister vor, gegen alles, was das Leben annagt und vergiftet in der Art, wie die Wissenschaft betrieben wird. Dagegen stellte ich zwei Bilder der härtesten Selbstzucht auf und nannte sie — — Schopenhauer und Wagner. Ich hätte sie mit e i n e m Wort nennen sollen: Nietzsche.

Das Menschliche, Allzumenschliche begann ich in den ersten Wochen der Bayreuther Festspiele, als mir ganz neue Visionen über den Weg liefen. Ich sah ein, daß es höchste Zeit war, mich auf mich selbst zu besinnen. Die ungünstigsten Bedingungen, Krankheit, Armut schienen mir besser als jene unwürdige „Selbstlosigkeit", in die ich zuerst aus Unwissenheit, aus Jugend geraten war, in der ich später aus Trägheit, aus sogenanntem „Pflichtgefühl" hängen geblieben war, mag man sie nun Christentum, Schopenhauer, Wagner oder Basler Professur nennen. Ich machte ein Ende mit allen „schönen Gefühlen" und kehrte zu m i r zurück.

Seitdem ich, nunmehr ein freier Vogel, unter dem reinen Himmel des Südens die Morgenröte schrieb, gibt es keine Moral mehr. Sie kommt einfach nicht mehr in Betracht. Man sagt Ja zu allem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist.

Dies jasagende Buch strömt sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf lauter schlimme Dinge aus, es gibt ihnen die „Seele“, das „gute Gewissen“, das hohe Recht und Vorrecht auf das Dasein zurück. Es zeigt, daß die Menschheit bisher in den schlechtesten Händen, in den Händen der Priester, eingerechnet die versteckten Priester, die Philosophen war. Denn der „Priester“ will die Entartung der Menschheit; er lenkt den Ernst von der Kraftsteigerung des Leibes, das heißt des Lebens ab, er will den Widerstand gegen die natürlichen Instinkte, er will Selbstlosigkeit — — — Moral. „Nur niemand etwas zuleide tun!“

Was von der Morgenröte gilt, das gilt in noch höherem Grade von der Fröhlichen Wissenschaft, jenem herrlichen Geschenk der wunderbarsten Januarwochen, die ich je erlebt habe:

Der du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zerteilt,
Daß sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muß —
Also preist sie deine Wunder
Schönster Januarius!

Höchste Hoffnung: Dionysos vereint sich auf ewig mit dem Leben. Hier wird über die Moral hinweggetanzt.

Im Winter der Jahre 1882 und 83 weilte ich in jener anmutig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Chiavari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste, der Winter kalt und über die Maßen regnerisch. Den Vormittag stieg ich in südlicher

Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend, des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umging ich die ganze Bucht. Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor allem Zarathustra selber, als Typus: richtiger, er überfiel mich. Mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit wurde plötzlich das sichtbar, hörbar, was mich im Tiefsten erschütterte. Es war ein vollkommenes Außer-sich-sein mit dem deutlichsten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauer und Ueberrieselungen bis in die Fußzehen, eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als eine notwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses. Ich hatte keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis war, denn die Dinge kamen selber heran und boten sich zum Gleichnis.

Kaum hatte ich meinen Zarathustra zum ersten Mal ausgesandt, da zerdrückte mich die Tat beinahe: Der Geist der Schwere kam. Ich hatte der Menschheit neue Bahnen vorgezeichnet; hatte ich es tun dürfen? Sollte ich nicht wieder umlenken in die alten vertrauten Geleise der Religion, Wissenschaft und Kunst? Doch ich versuchte meinen Versucher; er hatte mich in die Vergangenheit zurückschleudern wollen, ich aber zwang die Vergangenheit in die Zukunft. War doch alles, was ich bisher gedacht, geschrieben, nur ein einziger großer Hinweis auf den Dionysos-Boten Zarathustra.

Und ich horchte und horchte, ob mir mein Zarathustra keine Jünger senden würde in meine Höhle zu mir, meinem Adler und meiner Schlange. Wochen und Monde hatten wir gewartet, da stieß eines Morgens mein Adler einen Freudenschrei aus und seltsam leuchteten die Augen der klugen

Schlange, denn sie sahen in der Ferne Zarathustra, der langsam einherschritt, weil er einen Menschen auf seiner Schulter trug. „Nur Einen!" sprach ich bei mir selber, „das ist nicht viel. Gewann doch der Galiläer am ersten Tag schon mehrere, und Zarathustra ist Monate unterwegs gewesen." Doch ich tröstete mich, und zustimmend wiederholten mir meine Tiere meine Worte: „Ich wende mich nicht an das Gesindel, wie der Galiläer, zu mir kommen nur die Starken, Gesunden. Einer von diesen ist mehr wert, als alle, die in Jahrhunderten dem Galiläer zufielen." Doch warum trug ihn Zarathustra?

Aber als mein Herold vor mich trat, da legte er seinen Gefährten gar behutsam vor mich hin, wagte auch seine Augen nicht aufzuheben und sagte: „Nach Lebenden hast du mich ausgesandt und siehe, ich bringe dir einen Toten. Als wir uns getrennt hatten, und ich in die nächste Stadt kam, fand ich daselbst viel Volk versammelt auf dem Markte, denn es war verheißen worden, daß man einen Seiltänzer sehen sollte. Und ich sprach also zum Volke:

„Seht! ich lehre euch den Uebermenschen, denn der Uebermensch ist der Sinn der Erde. Einst waret ihr Affen, nun aber ist euch der Affe ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Dem Uebermenschen aber ist der Weiseste unter euch ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham, ein Zwiespalt und Zwitter von Pflanze und Gespenst. Eure Seele ist Armut und Schmutz und ein erbärmliches Behagen. Wahrlich, ein schmutziger Strom ist der Mensch, der Uebermensch aber ist das Meer, das den schmutzigen Strom aufnehmen kann ohne unrein zu werden. Ich liebe euch, darum bringe ich euch mein Geschenk, den Uebermenschen, denn der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Kein Almosen ist es, was

ich euch gebe, denn dazu bin ich nicht arm genug, alle Schätze der Welt schütte ich vor eure Füße."

Verständnislos starrte mich das Volk an wie Schafe starren beim Gewitter. Als ob sie ahnten, daß etwas Großes vor ihren Augen geschah, das sie nicht sehen konnten. Und da sie alle stumm blieben, fuhr ich fort:

„Was zögert ihr? Nehmen ist seliger als geben, und das Seligste ist das Rauben. So raubt mir doch meine Schätze und wenn ihr mir alles geraubt habt, so will ich euch noch mit meinem ganzen Reichtum beschenken.

Was seid ihr so genügsam? O, daß ihr rastet, das ihr schriet, daß ein Feuer vom Himmel euch entzündete! Seht! ich lehre euch den Uebermenschen! Der ist dieser Blitz, der ist dieser Wahnsinn!"

Jetzt lachte einer aus der Menge laut und schallend und viele lachten mit ihm. Dann rief er: „Wir haben nun genug gehört, wir wollen etwas sehen. Der Seiltänzer soll über das Seil zwischen den Türmen gehen." Da schrie die ganze Menge: „Wir wollen den Seiltänzer sehen!"

Der Seiltänzer trat vor und ging dem einen Turm zu, um auf einer Treppe im Innern des Turms zum Seil emporzusteigen. Da wandte ich mich eilend noch einmal zum Volk, denn es jammerte mich seiner und sprach:

„Ihr seid ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Uebermensch, ein Seil über einem Abgrund. Ein gefährliches Hinüber, ein gefährliches Auf-dem-Wege, ein gefährliches Zurückblicken, ein gefährliches Schaudern und Stehenbleiben. Was groß ist an euch, das ist, daß ihr eine Brücke und kein Zweck seid. Was geliebt werden kann an euch, das ist, daß ihr ein Uebergang und Untergang seid. Ich liebe euch, weil ihr dem Uebermenschen ein Haus bauen

wollt und zu ihm Erde, Tier und Pflanze vorbereiten. Ich liebe euch, weil ihr keinen Lohn sucht hinter den Sternen, sondern euch der Erde opfern wollt, daß sie des Uebermenschen werde. Ich liebe euch, weil ihr wie schwere Tropfen seid, die einzeln aus dunkler Wolke fallen als Verkündiger des Blitzes. 'Dieser Blitz aber heißt Uebermensch."

Da murrten die Leute, denn sie hatten offenbar von allem nur das Eine verstanden, daß sie einem andern Platz machen sollten und sich von allem trennen, was ihnen das Liebste war. Und hätten sie nicht auf den Seiltänzer gewartet, so wären sie gewiß weggegangen. Ich aber beschloß weiter zu reden, denn wann würde ich je wieder eine solche Menge Zuhörer haben? Und so fuhr ich fort, obwohl der Seiltänzer jeden Augenblick aus der kleinen Pforte oben an dem Turm treten mußte:

„Wenn ihr nichts vom Uebermenschen wissen wollt, so will ich euch sein Widerspiel zeigen, den letzten Menschen. Er kommt, wenn ihr den Uebermenschen nicht schaffen wollt. Er macht alles klein, dieser letzte Mensch, auch er selbst ist klein, doch unaustilgbar ist sein Geschlecht gleich dem Erdfloh. „Ich habe das Glück erfunden", so sagt der „letzte Mensch" und hüpft dazu und blinzelt. Achtsam geht er einher, damit er nicht über Steine oder Menschen stolpere, in warmen Gegenden lebt er und liebt seinen Nachbar und reibt sich an ihm, denn er braucht Wärme. Ab und zu nimmt er ein wenig Gift, denn das macht angenehme Träume und zuletzt viel Gift, denn das macht einen angenehmen Tod. Man arbeitet noch, denn Arbeit ist eine Unterhaltung, aber man sorgt, daß die Unterhaltung nicht angreife. Man wird nicht mehr arm und reich: beides ist zu beschwerlich. Wer will noch regieren? Wer noch gehorchen? Beides ist zu beschwerlich. Kein Hirt und

eine Herde. Jeder will das Gleiche, jeder ist gleich. Man ist klug und weiß alles, so hat man kein Ende zu spotten. Man zankt sich noch, aber man versöhnt sich bald, sonst — verdirbt es den Magen. Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit."

Als ich von dem Lüstchen redete, da unterbrach mich das Jubelgeschrei der Menge und alles schnalzte mit der Zunge und schrie: „Mache uns zu diesen letzten Menschen, so schenken wir dir den Uebermenschen!" Und sie sprachen das Wort Uebermensch voll Hohn und Abscheu, und eisig kalt klang ihr Gelächter.

Da aber geschah etwas, das jeden Mund stumm und jedes Auge starr machte. Der Seiltänzer war nämlich inzwischen aus der kleinen Tür herausgetreten und ging über das Seil, das zwischen den beiden Türmen gespannt war, also, daß es über dem Markte und dem Volke hing. Als er eben in der Mitte seines Weges war, öffnete sich die kleine Tür noch einmal und ein bunter Gesell, einem Possenreißer gleich, sprang heraus und ging ihm mit schnellen Schritten nach und rief mit fürchterlicher Stimme: „Vorwärts Faultier, Schleichhändler, Bleichgesicht! Daß ich dich nicht mit meiner Ferse kitzle! Was treibst du hier zwischen Türmen? In den Turm gehörst du, einsperren sollte man dich, einem Bessern, als du bist, sperrst du die freie Bahn!" Dann stieß er ein Geschrei aus wie ein Teufel und sprang plötzlich über seinen Vordermann weg. Dieser aber, als er so seinen Nebenbuhler siegen sah, verlor dabei den Kopf und das Seil, er warf seine Stange weg und schoß schneller als diese, wie ein Wirbel von Armen und Beinen, in die Tiefe. Der Markt und das Volk glich dem Meere, wenn der Sturm hineinfährt: alles

floh auseinander und übereinander, und am meisten dort, wo der Körper niederschlagen mußte. Ich allein blieb stehen und gerade neben mich fiel der Körper hin, übel zugerichtet und zerbrochen, aber noch nicht tot. Ich kniete neben ihn und als ,er die Augen aufschlug, sagte ich zu ihm: „Unheimlich ist das menschliche Dasein und ohne Sinn: ein Possenreißer kann ihm zum Verhängnis werden, darum lehre ich den Uebermenschen.“ Da sagte der Seiltänzer: „Was soll das mir? Der Teufel hat mir ein Bein gestellt, nun schleppt er mich zur Hölle. Ich bin nicht viel mehr als ein Tier, das man tanzen gelehrt hat durch Schläge und schmale Bissen.“ Da antwortete ich ihm: „Es gibt keinen Teufel und keine Hölle. Deine Seele wird noch schneller tot sein als dein Leib. Du hast aus der Gefahr deinen Beruf gemacht, daran ist nichts zu verachten. Nun gehst du an deinem Beruf zugrunde. Dafür will ich dich mit meinen Händen begraben.“ Der Sterbende antwortete nicht mehr, aber er bewegte die Hand, wie als ob er meine Hand zum Danke suche.

Als ich nun vor dem Leichnam stand, da wurde mir klar, daß die Menschen mich noch nicht verstehen: daß ich ihnen eine Mitte bin zwischen einem Narren und einem Leichnam. Und während mich noch diese Gedanken bewegten, schlich sich der Possenreißer, der den Seiltänzer zu Fall gebracht hatte, an mich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Geh' weg von dieser Stadt, Zarathustra, es hassen dich hier zu viele. Es hassen dich die Guten und Gerechten und sie nennen dich ihren Feind und Verächter, es hassen dich die Gläubigen des rechten Glaubens und sie nennen dich die Gefahr der Menge. Dein Glück war es, daß man über dich lachte. Geh' aber fort, oder morgen springe ich über dich hinweg, ein Lebendiger über einen Toten.“

Zornig fuhr ich auf, als Zarathustra mir so viel erzählt hatte und sagte zu ihm: „Warum wandtest du dich denn an „Alle“, an das Volk, das Gesindel? Wie sollten sie reif sein für meine Reden, die ich in deinen Mund legte? Zu „Allen“ redete der Galiläer und sie haben ihn dafür ans Kreuz geschlagen. Was soll ich, den das Leben geküßt hat, bei den Leichnamen, wenn sie sich gleich für die Lebendigen halten? Und wenn das Volk mir zufiele? Soll ich Hirt und Hund einer Heerde werden? Nicht Heerden suche ich, nicht Gläubige, sondern Schaffende, Miterntende; denn alles steht bei mir reif zur Ernte. Schaffende, die alte Werttafeln zerbrechen, die Verächter des Guten und Bösen, für mich aber die Erntenden und Feiernden. Ihnen solltest du den Regenbogen zeigen, den ich in den Wolken errichtet habe und alle die Treppen des Uebermenschen. Ich will nicht Hirt sein, nicht Totengräber. Wer Ohren hat für Unerhörtes, dem will ich das Herz schwer machen, über die Zögernden aber werde ich hinwegspringen. Lieber wäre es mir gewesen, du hättest dich an Keinen gewandt, statt an Alle.“

Da wollte sich Zarathustra selber rechtfertigen und fiel mir in die Rede mit den Worten: „Du hast mich ausgesandt an Alle und Keinen und ich habe mich erst an Alle gewandt, darnach an Keinen. Den Leichnam versteckte ich in einem hohlen Baum und zog weiter, die Schaffenden zu suchen. Verkündigen wollte ich ihnen: „Ich habe den gefunden, auf den die Erde wartet, den wahren Menschensohn, den Menschen aller Menschen. Auch er glaubte einst an einen Gott, als sein Leib an der Erde verzweifelte und mit dem Kopf durch die letzten Wände wollte, hinüber zu „jener Welt.“ Da sah er, daß dieser Gott nur Menschen-Wahnsinn war, und „jene Welt“ ein himmlisches Nichts. Redlicher lernte er da reden

und fand immer mehr Worte und Ehren für Leib und Erde. Einen neuen Stolz lehrte er sein Ich: „Nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erdenkopf, der der Erde Sinn schafft.“ Einen neuen Willen lehrt er die Menschen: „Diesen Weg wollen, den blindlings der Mensch gegangen und gut ihn heißen und nicht mehr von ihm beiseite schleichen gleich den Kranken und Absterbenden.“ Hört nicht auf die Kranken, die sich nach den Hinterwelten sehnen, hört lieber auf die Stimme des gesunden Leibes. Redlicher redet er und reiner: er redet vom Sinn der Erde.

Auch ihm, in dessen Dienst ich stehe, wurde dereinst der Galiläer zum Verhängnis, also daß ihm die Liebe zum Nächsten die höchste der Tugenden schien. Nun aber rät er euch zur Nächstenflucht und zur Liebe zum Künftigen. „Lernt es bei euch selber aushalten und liebt euch selber!“ Das ist sein erstes und vornehmstes Gebot. Vor den Lehrstühlen der „Weisen“ saß er, die Frieden mit Gott und dem Nachbar predigten und Ehre und Gehorsam der Obrigkeit. Und er diente eine Zeit lang dem Staat, diesem kalten Untier, wo sich alle selber verlieren, wo der langsame Selbstmord aller — „das Leben“ heißt.“

Doch so viel ich auch suchte, ich fand keinen, dem ich hätte verkünden können, welche Fesseln du dereinst getragen hast. Da gedachte ich davon zu reden, daß du nun frei von allen Lasten stolz einhergehst wie der Löwe, weil es noch immer großen Seelen frei steht, ein freies Leben zu führen. „Einst hatte auch er Leidenschaften und nannte sie böse“, so wollte ich rufen, „aber zu einer Tugend wurden sie alle, zu einer irdischen Tugend, die er liebt. Seine Tugend ist es, die er mit niemand gemeinsam hat,

zu hoch ist sie für die Vertraulichkeit des Namens. Schafft auch ihr euch eure Tugend, nicht als Menschen-Satzung und Menschen-Notdurft, nicht als Wegweiser für Ueber-Erden und Paradiese! Laßt diesen Vogel sich ein Nest bauen bei euch, liebt ihn und herzt ihn, daß er bei euch sitze auf seinen goldenen Eiern!

Und wenn ihr alle Lasten getragen habt, die bisher den Menschen auferlegt wurden von denen, die der Erde müde waren, und wenn ihr sie abgeworfen habt, dann kehret um und werdet wie die Kinder. Denn Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen. Euren eigenen Willen sollt ihr fortan über euch aufhängen wie ein Gesetz, Richter und Rächer eures Gesetzes sollt ihr sein. Und wenn ihr Siegreiche seid, Selbstbezwinger, Gebieter eurer Sinne, Herren eurer Tugenden, dann soll euer Sieg und eure Freiheit sich nach Kindern sehnen. Aber nicht fort sollt ihr euch pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe euch der Garten der Ehe! Einen höheren Leib sollt ihr schaffen, einen Schaffenden sollt ihr schaffen!

Höher als alle Götter, an die je geglaubt worden ist, stehe euch der Freund und sein übervolles Herz, der Freund, in dem die Welt fertig dasteht, eine Schale des Guten — der schaffende Freund, der immer eine fertige Welt zu verschenken hat: in eurem Freunde sollt ihr den Uebermenschen lieben!"

So redend wollte ich die Menschen vorbereiten auf Dionysos und sein Leben, doch ich fand niemand, dem ich solche Worte hätte anvertrauen dürfen?

Zornig entgegnete ich da: „Ein schlechter Bote, wahrlich, bist du, Zarathustra! Erst wendest du dich an das Gesindel und dann an niemand.

Warum bist du nicht den Jünglingen nachgegangen? War nicht der treueste, vielleicht der einzig wahre Jünger des Galiläers der Jüngling Johannes, der ewig ein Jüngling blieb, ein Kind, ein Jünger des Meisters?"

Da lächelte Zarathustra, legte Bogen und Pfeile, die er bis dahin fest in der Hand gehalten, beiseite und sagte: „Der Galiläer machte es sich auch leichter wie du. Er suchte nur die Guten, du aber suchst die Edlen, die den Guten im Wege sind. Neues will der Edle schaffen und eine neue Tugend, Altes will der Gute und daß Altes erhalten bleibe. „Sie haben Mose und die Propheten, laß sie die hören", so sprach der Galiläer. Edel fühlt sich wohl ein Jüngling, in die freie Höhe will er, nach Sternen dürstet seine Seele, aber auch seine schlimmen Triebe, die wilden Hunde, wollen in die Freiheit. Sie bellen vor Lust in ihrem Keller, wenn der Geist alle Gefängnisse zu lösen trachtet.

An einen Baum gelehnt, an einen einsamen im Gebirge, der hoch hinauswuchs über Mensch und Tier dem Sitz der Wolken nahe, wartend auf den ersten Blitz, so fand ich einen Jüngling, und als ich den Baum anfaßte, da erschrak der Jüngling. Und ich sprach zu ihm: „Es ist mit dem Menschen wie mit dem Baum. Je mehr er hinauf in die Höhe und Helle will, um so stärker streben seine Wurzeln erdwärts, abwärts, ins Dunkle, Tiefe, — ins Böse." „Ja, ins Böse," rief der Jüngling, „wie ist es möglich, daß du meine Seele entdecktest?" Ich antwortete: „Leicht ist es mir, deine Seele zu entdecken, habe ich sie doch erfunden. Bin ich doch selbst die Wege gegangen, die du jetzt gehst." „Ja, ins Böse!" wiederholte der Jüngling. „Ich traue mir selber nicht mehr, seitdem ich in die Höhe will, und niemand traut mir mehr. Der Frost der Einsam-

keit macht mich zittern. Wie schäme ich mich meines Steigens und Stolperns! Wie müde bin ich in der Höhe!" Da legte ich meinen Arm um den Jüngling, denn ich sah seine Gefahr. Ich kannte Edle, die verloren ihre höchste Hoffnung, und nun verleumden sie alle hohen Hoffnungen. Einst dachten sie Helden zu werden, nun sind sie Lüstlinge. Darum beschwor ich den Jüngling: „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!"

Doch was soll der Jüngling dir? Hast du doch selbst aufgehört, die Jugend zu lehren, die zehn Jahre zu deinen Füßen saß. Neidisch ist die Jugend auf dich und sagt: „Was bin ich noch, seitdem der erschienen ist? Der Neid auf dich läßt ihr keine Ruhe. Rein muß erst noch ihr Auge werden. Darum brachte ich dir lieber einen Leichnam, als einen Jüngling!"

Da hoben wir zusammen den Toten auf, ihn zu begraben, wie es Zarathustra dem Sterbenden versprochen hatte, und ich sagte zu meinem Herold: „Es ist gut so, daß du mir einen Toten gebracht hast, Zarathustra, einen von den Vielzuvielen, denn die Erde ist noch voll von solchen, denen der Tod gepredigt werden muß, ehe das Leben kommen kann. Da sind die Fürchterlichen, die das Raubtier in sich herumtragen und keine Wahl haben, es sei denn Lüste oder Selbstzerfleischung. Und auch ihre Lüste sind noch Selbstzerfleischung. Da sind die Schwindsüchtigen der Seele, die kaum geboren sich schon nach den Lehren der Müdigkeit sehnen. „Das Leben ist nur Leiden", sagen andere. Mögen sie doch sorgen, daß sie aufhören! Und auch alle, denen das Leben wilde Arbeit ist und Unruhe, sind des Lebens müde. Wenn sie mehr an das Leben glaubten, würden sie sich weniger dem Augenblick hinwerfen.

Aber auch die Ueberflüssigen tun noch wichtig mit ihrem Sterben, auch die hohlste Nuß will noch geknackt sein. Wichtig nehmen alle das Sterben, aber noch ist der Tod kein Fest. Noch erlernten die Menschen nicht, wie man die schönsten Feste weiht. Ich will ihnen den vollbringenden Tod zeigen, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbnis wird. Siegreich stirbt der Vollbringende seinen Tod, umringt von Hoffenden und Gelobenden. Ich will meinen freien Tod, wann es Zeit ist für mein Ziel. Zu früh starb der Galiläer und vielen ward sein früher Tod zum Verhängnis, also daß auch sie gleich ihm die Erde haßten. Ich aber werde so sterben, daß meine Freunde die Erde um meinetwillen mehr lieben, und ich will zur Erde werden, daß ich Ruhe finde in der, die mich gebar. Wahrlich, ein Ziel hatte ich, ich warf den Ball. Ihr, meine Freunde, seid meines Zieles Erbe, euch werfe ich den goldenen Ball zu.

Unerschöpft und unentdeckt ist immer noch der Mensch. Wachet und horcht, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichem Flügelschlagen, und an seine Ohren ergeht gute Botschaft. Aus uns, den Einsamen von heute, soll das auserwählte Volk erwachsen und aus ihm der Uebermensch! Eine Stätte der Genesung soll die Erde werden! Schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein Heil bringender und eine neue Hoffnung.

Was sollen mir Gläubige? Glauben suchte der Galiläer und verdammte die, so ihn verleugneten. Ich aber sage euch: „Was liegt an mir? Suchet euch selber! Verliert mich! Und erst wenn ihr mich alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren.“

Als wir den Toten begraben hatten, da sagte ich zu Zarathustra: „Habe Dank, daß du die Scham überwandest und den Menschen meine Geschenke anbotest.

Wenig begreift das Volk das Große, das Schaffende, ob sich gleich die Welt um die Erfinder von neuen Werten dreht. Aber die Menschen sehen es nicht, darum nahmen sie dich und den, der dich gesandt hat, nicht an. In der Welt taugen die besten Dinge noch nichts, ohne den, der sie aufführt, den großen Schauspieler. Denn so ist es der Welt Lauf: Um den Schauspieler dreht sich das Volk und der Ruhm. Aber wo die Schauspieler sind, da ist auch der Markt und der Lärm und das Geschwirr der giftigen Fliegen. Zerstochen sind wir beide von ihren Stacheln, darum laß uns wieder in unsere Einsamkeit fliehen! Würdig wissen Wald und Fels mit uns zu schweigen, und wir wollen wieder dem Baume gleichen, dem breitästigen, der still und aufhorchend über dem Meere hängt."

So trennten wir uns und ich war wie ein Stern hinausgeworfen in den öden Raum und in den eisigen Atem des Alleinseins. War ich wirklich eine neue Kraft, die auch Welten zwingen konnte, sich um mich zu drehen? Durfte ich einem Joche entrinnen? Oder warf ich nur meinen letzten Wert weg, als ich meine Dienstbarkeit wegwarf? Glichen meine „großen" Gedanken nicht dem Blasebalg, der nur aufbläst und leerer macht?

In einem Anlauf ohne Gleichen hatte ich den ersten Teil meines Zarathustra geschrieben, jedes Wort war mir wie ein Kind genährt mit meinem Herzblut, das ich nun von mir gab. Aus einem wahren Abgrund von Gefühlen hatte ich mich senkrecht in meine Höhe gehoben, alle meine Kräfte waren zu meinen Diensten. Mit Richard Wagner, mit meinen Verwandten hatte ich gebrochen, allem widerstrebte ich, was meinen nächsten Gefühlen wohl tat, um dies Buch schreiben zu können. Ich hatte einen entscheidenden Schritt getan, ich hatte das ernsthafteste

das heiterste, das heiligste Werk verfaßt, das es gibt, etwas, wofür es noch keinen Namen gibt, ein fünftes Evangelium, etwas, das auf Jeden wirken mußte. Ich hatte alle Religionen herausgefordert und ein neues, heiliges Buch gemacht, das aber auch das Lachen in die Religion aufnimmt. Und ein solches Werk gab der Leipziger Verleger nur mit Widerstreben heraus, weil er fürchtete, der Inhalt möchte Anstoß erregen, und die Teubner'sche Druckerei hielt es für wichtiger, 500 000 Gesangbücher zu drucken. Als endlich die ersten Druckbogen zu mir nach Rom kamen, wo ich mich gerade aufhielt, war ich so bewegt und fühlte mich so erschüttert wie noch nie zuvor: Zarathustra ging auf den Markt. Aber niemand kümmerte sich um ihn, alle meine Freunde ließen mich im Stich. Bei meinem alten Freund Rohde, der mir nach einem halben Jahr ein kleines, verzagtes Brieflein schrieb, war es mir, als ob er mich schwermütig ansähe, als ob er sagen wollte: „Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —". Und so ging es mir mit allen Menschen, die mir lieb waren. Alles war vorbei. Man sah sich noch, man redete, um nicht zu schweigen, man schrieb sich noch Briefe, um nicht zu schweigen. Aber nur allzugut hörte ich die Wahrheit, die mir sagte: „Du bist nun ganz allein!" So weit hatte ich's nun wirklich gebracht.

Wohin waren mein Mut und meine Hoffnungen? Eine kurze Spanne Zeit war ich ganz in meinem Lichte gewesen, dann aber war es Nacht geworden und es war mir gewesen, als müßte ich zugrunde gehen. Mein Zarathustra war nur eine neue Leidensquelle für mich geworden, ich sah mein Hohes nicht mehr und mein Niedriges allzu nahe, ich schrie: „Alles ist falsch!" Mein ganzes Dasein zersetzte sich vor

meinen Blicken, dieses ganze unheimlich verborgen gehaltene Dasein, das alle paar Jahre einen Schritt vorwärts tat und gar nichts weiter wollte als diesen Schritt. Aus allen Zufällen machte ich mir Grausamkeiten, denn ich bin fürchterlich dazu ausgerüstet, Selbstquäler zu sein! Ich bin durch das ausschließliche Zusammensein mit idealischen Bildern und Vorgängen so reizbar geworden, daß ich im Verkehr mit Menschen unglaublich leide und entbehre. Und doch macht mich die Einsamkeit müde, mein Stolz krümmt sich, mein Mut knirscht und ich schreie: „Ich bin allein!“

Die Tage wurden mir lang, langweilig, ich wußte gar nicht mehr, was ich mit einem Tag anfangen sollte. Es fehlten mir alle „Interessen“; im tiefsten Grund eine unbewegliche, schwarze Melancholie, im übrigen Müdigkeit. Das Schlimmste war: ich begriff gar nicht mehr, wozu ich auch nur noch ein halbes Jahr leben sollte; ein Pistolenlauf war mir eine Quelle relativ angenehmer Gedanken. Ich entbehrte und litt zu viel und hatte einen Begriff von der Unvollkommenheit meiner ganzen geistigen Vergangenheit, der über alle Begriffe war. Ich glaubte, es wäre nichts mehr gut zu machen, ich könnte nichts Gutes mehr machen. Wozu sollte ich also noch etwas machen? Mein Zarathustra kam mir vor wie eine Torheit, wertlos.

Ungerechtigkeit und Schmutz warfen die Menschen nach mir, dem Einsamen. Aber durfte ich ihnen deshalb weniger leuchten? Ich zwang viele, über mich umzulernen, das rechneten sie mir hart an. Ich kam ihnen zu nahe und ging vorüber, das verziehen sie mir nicht. Ich ging über sie hinaus, was Wunder, daß mich ihr neidisches Auge um so kleiner sah, je höher ich stieg!

Der schlimmste Feind, dem ich in meiner Einsamkeit begegnete, war doch ich selber. Ich lauerte mir auf in Höhlen und Wäldern. Ich war mir Ketzer und Hexe und Narr und Zweifler. Ich gehe den Weg des Liebenden: mich selber liebe ich und mich selber verachte ich, wie nur Liebende verachten. Was weiß der von Liebe, der nicht gerade verachten mußte, was er liebte! Schaffen will ich, weil ich verachte, verbrennen will ich mich in meiner eigenen Flamme! Wie wollte ich neu werden, wenn ich nicht erst Asche geworden bin?

Jetzt eben hatte ich meine beste Kraft entdeckt, denn mein Zarathustra ist etwas, was kein lebender Mensch außer mir hätte machen können. Und so tauchten denn auch bald, nachdem der erste Teil gedruckt war, neue Bilder an meinem Horizonte auf, ich merkte, daß ich meine besten Gedanken noch gar nicht ausgesprochen hatte. Ich steuerte auf ein Ziel los, um dessen willen es sich schon lohnte, die größten Schmerzen auszuhalten. Ich war verzweifelt, ob ich das Recht zu einem solchen Ziel hätte; das Gefühl der Schwäche überfiel mich in einem Augenblick, wo mir alles hätte Mut machen sollen; jetzt aber wollte ich wieder jedes Erlebnis in Gold umwandeln. Und so ging ich denn, wenige Monate, nachdem ich den ersten Zarathustra ausgesandt hatte, zurück an die heilige Stelle, wo mir der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens leuchtete, nach Sils-Maria im Engadin, um den zweiten Zarathustra zu finden.

12. Zarathustras zweite Sendung

Erhaben über Lob und Tadel, breit und voll dem Strome gleich wallte mein Herz, erhöht war mein Leib und auferstanden, mit seiner Wonne entzückte er meinen Geist, daß er Schöpfer wurde, daß er aufwärts flog als ein Gleichnis meines Leibes und in Gleichnissen reden wollte. Ein neues tiefes Rauschen drang zu mir und einer neuen goldenen Sonne flog mein Adler zu, und um ihn ringelte sich die kluge Schlange der Erkenntnis.

Nach dem Sturm rief ich, um in seinen Wagen zu springen und peitschen wollte ich ihn noch mit meiner Bosheit, mein wildestes Pferd forderte ich; schon stützte ich mich auf meinen Speer, um hinaufzuspringen. Gleich lachenden Blitzen wollte ich über den Köpfen meiner Feinde rasen, und auch meine Freunde sollten erschreckt fliehen. Dann aber wollte ich sie mit Hirtenflöten zurücklocken, daß meine wilde Weisheit ihr Jüngstes auf ihrer Herzen sanften Rasen, auf meiner Freunde Liebe ihr Liebstes bette.

Und mit meiner Weisheit kam mir das Leben; sind ja doch die beiden mehr als Zwillingsschwestern. Da stürzte ich der Geliebten in die Arme und schrie: „Die Einsamkeit erdrückt mich, ich will zu Dir, zu allem, wenn es nur lebt! Vertraulich will ich kommen zu allem Furchtbaren, jedes Ungetüm will ich

noch streicheln. Ein Hauch warmen Atems, ein wenig weiches Gezottel an der Tatze, so will ich es lieben und locken! Meine Liebe fließt über in Strömen, sie reißt den selbstgenugsamen See in mir hinab zum Meere?"

Doch das Leben entwand sich meinen Liebkosungen und sagte: „Noch darfst du mir nicht nahen, denn noch hast du dich den Menschen nicht geoffenbart als Uebermensch, noch durftest du es nicht. Noch mußt du zu ihnen in Gleichnissen reden, auf daß sie dich nicht verstehen." Da schrie ich laut auf vor Schmerz und klagte dem Leben: „Siehst du denn nicht, daß ich überfließe von Glück und Liebe und Ueberfluß? Wie ein Jauchzen will ich dahinfahren über die Meere zu den glückseligen Inseln mit dir, der ewig Lebendigen. Mund bin ich ganz und gar, ich verlernte das Schweigen, in die Täler hinab will ich meine Reden stürzen."

Verächtlich sah mich da das Leben von der Seite an und sagte: „Dazu bist du noch nicht hart genug. Du redest viel davon, daß die Luft um den „Verbrecher" strenger und reiner sei, daß viele untergehen müssen, damit der Uebermensch komme, und du redest recht. Aber würdest du einen Mord oder auch nur ein gebrochenes Wort aushalten?" Zaghaft schlug ich die Augen nieder und konnte ihr nichts entgegnen; da nahm sie ihren Zauberschleier ab, also daß mir immer neue Schauer des Verlangens über den Leib liefen, weil ich die Schönheit der Geliebten nicht mehr zu fassen wußte. Dann aber tat sich ein Abgrund vor mir auf, über den ein Seil gespannt war und auf beiden Seiten standen unzählige Menschen, die herüber und hinüber wollten. Spöttelnd wiederholte das Leben die Worte Zarathustras, die er auf dem Markt gesprochen hatte, ehe der Seiltänzer auftrat. „Ein gefährliches Herüber und Hinüber" . . . . .

Ohne daß ich es wollte — habe ich doch nie eine Wahl gehabt — gab ich der Menge ein Zeichen, das sie in Bewegung brachte. Kaum aber wurden die ersten auf das Seil gedrängt, da bedeckte kalter Schweiß meinen Leib und die Haare sträubten sich mir vor Entsetzen. Doch das Leben sah trunken vor Lust auf die sich stoßenden Massen, die im nächsten Augenblick in der Mitte des Seils, wo der Abgrund am tiefsten war, zusamenprallen mußten. Ich wollte ihnen ein „Zurück" zurufen, aber mein Mund blieb stumm, ich wollte ihnen mit der Hand nur winken, aber meine Arme hingen schlaff herab. Da entriß mir das Leben meine Peitsche, die ich nie vergesse, wenn ich zu Frauen gehe — und wer ist mehr Weib als das Leben? — und schlug mit aller Wucht zwischen die Menschen, und im nächsten Augenblick hörte ich schon die Leiber im Abgrund aufschlagen. Da fiel ich mit der äußersten Anstrengung meiner Kraft der rasenden ewig Lebendigen in die Arme und rief: „Halt ein! Du vernichtest dich selber!" Doch sie schlug nur noch toller zwischen die Menschen, daß sich ein Strom von Leibern in den Abgrund ergoß; dann warf sie mir die Peitsche vor die Füße, drehte sich um und rief mir über die Schulter zu: „Das Mitleid ist immer noch stärker als du. Am Mitleid ging der Galiläer zugrunde. Noch bist du mein nicht wert."

„Du hast recht", antwortete ich dem Leben, „das Mitleid ist meine schwerste Sünde. Aber meinen schaffenden Willen treibt es immer wieder zum Menschen, wie es den Hammer zum Stein treibt. Das Bild meiner Bilder will ich aus dem Menschen herausmeißeln und grausam soll mein Hammer wüten, den vollenden will ich's. Die Stücke sollen stäuben . . . . ."

Während ich so redete, da wurde eine zwiefache Stille um mich, so daß auch meine Worte nicht mehr

klangen, denn die Schönheit des Uebermenschen kam zu mir als Schatten. Und wieder nahm das Leben seinen Schleier ab und küßte mich auf den Mund. Da wurde es mir zur Gewißheit, daß der Schatten, den ich sah, mein eigener Schatten war. Als aber der Augenblick, der zeitlose vorüber war, da lachte das Leben sein boshaftestes Lachen, hob die Peitsche auf, schob sie mir schnell und unmerklich wie ein Taschenspieler in die Hand und verschwand im Lufthauch mit Schleier und Lachen.

Und abermals schlich der Gedanke zu mir, ob ich nicht zu den Menschen gehen sollte, um frei und offen mit ihnen zu reden, anstatt noch weiter die furchtbare Einsamkeit auf mich zu nehmen. Hatte der Galiläer nicht wenigstens in dem e i n e n Punkt recht, daß er keine Bücher schrieb, sondern von Ort zu Ort zog? Und so fragte ich bei der Universität, die mich vor kaum zwei Jahrzehnten von sich aus zum Gelehrten ernannt hatte, an, ob ich dort Vorträge halten dürfte. Aber die Gelehrten schnitten mir eine Teufelsfratze, schlossen vor mir das Tor und schichteten einen Wall von Erde, Steinen und Unrat gegen mich auf. Hatten sie es doch mit meinem ersten Erzieher Schopenhauer nicht besser gemacht.

Fremd sind mir seitdem und ein Spott die Gegenwärtigen, zu denen mich jüngst das Herz trieb. An meinen Kindern will ich es gut machen, daß ich meiner Väter Kind bin, und an aller Zukunft diese Gegenwart.

Uebervoll war mein Herz von Wahrheiten, die wie auf den Bogen gelegte Pfeile ihr Ziel suchten. Nicht neue Wahrheiten waren es, aber schmerzhaftere als alle, die ich bisher verkündigt hatte. Und in wessen Hand konnten solche Wahrheiten besser wirken als in der Zarathustras, des Persers? Darum schickte ich ihn abermals zu den Menschen, auf daß er sie erlöse von

der Vergangenheit. Eine falsche Erlösung heißt mir die des Galiläers, der von Versöhnung und Vergessen sprach und von einem neuen Leben, weil er den Stein „Es war“ nicht wälzen konnte, weil er nichts Geschehenes ungeschehen zu machen vermochte. Er ging zu den Zöllnern und Sündern und verkündigte ihnen, daß im Himmel mehr Freude sei über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen; doch er vermochte das Kainsmal nicht von ihrer Stirn zu wischen, sie nicht zu erlösen vom Druck der Vergangenheit Düstre Wolken umzogen da seinen Geist und er predigte: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, sondern im Himmel!“ Alles Irdische war ihm vergänglich und wert zu vergehen.

Alles „Es war“ ist ein Bruchstück, ein Rätsel, ein grauser Zufall, bis der schaffende Wille dazu sagt: „So wollte ich es, so will ich es und so werde ich es wollen!“ Das ist meine Erlösung und meine Versöhnung, daß der Wille sich selber Erlöser und Freudebringer wird. Höheres als alle Versöhnung muß er wollen, das Zurückwollen muß er wollen!

Nicht lehre ich euch, zu einem Gott laufen, daß er euch den Stein der Vergangenheit abnehme, nicht abwerfen heiße ich euch diesen Stein, sondern in die Höhe werfen und auf ihm noch eurer eigenen Sonne zufliegen, indem ihr sprecht: „So wollte ich es!“ Ich beschwöre euch: „Bleibt euch selber treu und verleugnet eure Taten nicht!“ Schmutzig sind die Worte Vergeltung, Lohn und Strafe. Schmutzig ist mir jede Tugend, die nach Lohn begehrt, schmutzig auch wenn sie ihr eigener Lohn sein will. Das aber ist mir Tugend, daß ein jeder ganz und gar in seiner Tat sei und so sich wieder und wieder will mit dem Durst des Ringes, der dazu sich dreht und ringt, daß er sich selbst wieder und wieder finde.

Nicht das ist mein Kreuz, daß der Mensch „böse“ ist, sondern daß sein Böses so gar klein ist. Ich weiß, daß alles „Böseste“ seine beste Kraft ist. Nur der Schaffende, der den Sinn der Erde in Vergangenheit und Zukunft bestimmt, weiß was gut und böse ist, denn er schafft es.

Als Zarathustra mich so reden hörte, da wich die letzte Spur des Ekels an Mensch und Erde von seinem Mund, und der letzte Schatten einer Sehnsucht nach „andern“ Welten verflog aus seinem Auge. Langsam wie die Tropfen einer schweren Wetterwolke fielen von seiner Zunge die Worte: „Du bist der erste Erlöser der Menschheit, weil du uns erlöst hast von der Scham der Vergangenheit. Auf deinen Namen werden alle Zukünftigen ihre Gelübde tun, und sie werden die rechtfertigen, die vor ihnen gewesen sind, weil sie alles Vergangene überwinden. Denn um der Leichteren und Leichtesten willen müssen die Schwereren da gewesen sein. Ich selbst, Zarathustra, der die Welt zerspalten hat in eine gute und böse, muß da gewesen sein, damit du kommen konntest, sie wieder ganz zu machen zu einem reifen Goldapfel mit kühl-sanfter sammtener Haut, zu einem Schrein getragen von zierlichen Händen, offen für das Entzücken schamhafter, verehrender Augen, nicht Rätsel genug, um Menschenliebe davonzuscheuchen, nicht Lösung genug, um Menschen-Weisheit einzuschläfern. Zu einem menschlich guten Ding hast du die Welt gemacht, der wir andern „Erlöser“ so viel Böses nachredeten. Ein Segen bist du den Vergangenen und Zukünftigen, und in dir werden alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden.“

Da lachte meine wilde Weisheit und riß mich fort und hinauf und hinweg, und ich flog schaudernd, ein Pfeil, durch sonnentrunkenes Entzücken hinaus in ferne Zukünfte, die kein Traum noch sah, in heißere

Süden, als je sich Bildner träumten, dorthin, wo Götter tanzend sich aller Kleider schämen. Wo alles Werden mich Götter-Tanz und Götter-Mutwillen dünkte und die Welt los- und ausgelassen und zu sich selber zurückfliehend, als ein ewiges Sich-Fliehen und Wiedersuchen vieler Götter, als das selige Sich-Widersprechen, Sich-Wieder-Hören, Sich-Wieder-Zugehören vieler Götter; denn Götter gibt es, aber keinen Gott.

Zarathustra harrte geduldig, bis ich ihm wiederkam, denn er hatte gelernt, alle Zeit anzusehen als einen Hohn auf Augenblicke und er wartete auf weitere Botschaft, die er den Menschen von mir bringen sollte.

„Du hast recht gesagt, Zarathustra", begann ich wieder, „wenn du von Größeren redetest, als alle, die oor mir gewesen sind, von Größeren, die noch kommen müssen, um den Menschen den Weg zur Freiheit zu zeigen. Du mußt ihnen weher tun als ihnen je getan wurde, du mußt aber auch gütiger sein als je einer gegen sie war. Wider den Geschmack gehen mir die Priester, deren Blut mit dem meinen verwandt ist, aber ich leide und litt mit ihnen, denn auch unter ihnen sind Helden. Aber viele von ihnen litten zu viel, und so schreit die Rache aus ihnen und sie wollen andere leiden machen. Rachsüchtig sind sie wie die Prediger der Gleichheit und so wie diese üben sie Beschimpfung an allen, die ihnen nicht gleich sind. Darum nimm ihnen ihre Wahrheiten, wenn sie diese Fündlein gleich göttlich oder ewig menschlich nennen, mögen sie auch heulen, du nähmest ihnen ihr Bestes und Letztes. Denn daß der Mensch erlöst werde von der Rache, das ist mir die Brücke zur höchsten Hoffnung und ein Regenbogen nach langen Unwettern.

Also redet zu mir die Gerechtigkeit: „Die Menschen sind nicht gleich und sie sollen es auch nicht wer-

den, weder vor Gott noch vor dem Staat." Auf tausend Brücken und Stegen sollen sie sich drängen zur Zukunft und immer mehr Krieg und Ungleichheit soll zwischen sie gesetzt sein: so läßt mich meine große Liebe reden! Gut und Böse, und Reich und Arm, und Hoch und Gering, und alle Namen der Werte: Waffen sollen es sein und klirrende Merkmale davon, daß das Leben sich immer wieder selber überwinden muß. In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber: in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten, darum braucht es Höhe. Und weil es Höhe braucht, braucht es Stufen und Widerspruch der Stufen und Steigenden. Steigen will das Leben und steigend sich überwinden."

Nachdenklich sah mich jetzt Zarathustra an und sagte: „Die Menschen sind wie Kinder, die am Meere spielen, und nun kommst du wie eine Welle, die ihnen ihr Spielwerk in die Tiefe reißt. So werden sie weinen und dir zürnen. Allzu lieb sind ihnen die alten Worte: Lohn und Strafe, Rache in der Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit, das ganze ewig alte, ewig neue Spiel von Ja und Nein. Lüstern sind sie nach der Erde und allen Freuden der Liebenden, aber sie haben sich daran gewöhnt, von der Verachtung des Leibes zu reden und so zu tun, als wollten sie die Schönheit der Dinge nur mit den Augen betasten. Beschaulichkeit nennen sie's, und auch dir dünkte einst ihre Kunst die beste aller Künste. Von „jener Welt" schien sie dir zu stammen, und auch du wähntest einst eines Gottes Seele spielen zu sehen in diesen Spielen. Du nimmst den Menschen alles, woran sie bisher geglaubt haben: die süß nach Weihrauch duftenden Kirchen, den schimmernden Königs-Thron, ihr Gut und Böse, und die „Ehrfurcht" vor ihren Weisen, und statt dessen sollen sie an nichts glauben als an sich selbst. Ratlos stehen

sie, und jammernd suchen ihre Blicke nach neuen bunten Muscheln, die das Meer vor sie hinschütten soll."

Da flüsterte mir einer, den ich alsbald als meinen alten Gegner und Erzfeind, den Geist der Schwere erkannte, mit seiner süßesten Stimme ins Ohr: „Habe doch Mitleid mit den Menschen, lenke um, wie es dein einziger Freund, der Meister machte, da er das Hohe Lied des Mitleids, das Lied von Parsival sang. Ein Schrei des Entzückens wird durch die Lande gehen, und mit Tränen der Rührung im Auge wird es einer dem andern verkünden: „Der Antichrist hat sich bekehrt, die Kraft des Kreuzes hat wieder einmal gesiegt!" Habe auch Mitleid mit dir selber! Wirf die furchtbare Last von dir ab, sei wieder ein harmloses fröhliches Kind, ein Dichter und Sänger, und alle Welt wird dir nachlaufen. Könige werden dir dienen und . . ."

Doch nur einen Augenblick drückte mich der Geist der Schwere nieder, denn ein Blick auf meinen Zarathustra machte mich wieder gesund, und mit ihrem tausendfältigem Kindesgelächter schreckte meine Bosheit den Versucher und unterbrach jäh seine Rede. „Könige werden zu mir kommen," rief ich ihm zu, „und du selbst wirst zu mir kommen, du Geist der Schwere, um dich von mir versuchen zu lassen und zu lernen, wie man versucht, denn was sind alle Versucher vor mir!"

Und nun offenbarte ich meinem Freund Zarathustra den Untergrund meines Daseins. Im hellsten Sonnenlicht zeigte ich ihm, wie Dionysos in mir Mensch und Uebermensch geworden war, und wie das Leben seinem, meinem Liebeszauber erlegen war. Vor seinen Augen erhob sich meine Sehnsucht, die kein Seher und kein Erlöser und kein Dichter je mit mir gemein gehabt hat. Alles was irgend Menschen vor mir ersehnt haben an Ruhm und Ehre,

Liebe und Freundschaft, das hat in mir übermenschlich stärker gewütet in der Sehnsucht nach dem Leben. Oh, warum flog ich nicht mit eigenen Schwingen in meine Sonne? Warum borgte ich Flatterflügel für meine Sehnsucht von Jesus, von Schopenhauer und Richard Wagner? Menschlich, allzumenschlich waren sie, und am menschlichsten der, den die Menschen göttlich nennen. Wie hätten sie mich tragen können auf meinem Flug nach dionysischen Höhen? Und so stürzte ich, doch meine Sehnsucht hielt mich also, daß ich nicht zerschmettert wurde. Dann kehrte ich Staub und Spinnen und Zwielicht von mir ab, ich blies die Wolken weg vom Himmel und erlöste mich von aller Winkeltugend und erwürgte die Würgerin, die „Sünde“ heißt, und da begann meine Morgenröte zu leuchten. „Ich gab mir das Recht, Nein zu sagen wie der Sturm. Nun aber nahm ich mir das Recht, Ja zu sagen, wie offener Himmel Ja sagt, fröhlich wurde meine Wissenschaft, und jetzt wuchs meine Sehnsucht empor wie ein Weinstock überreich und schwer von gedrängten braunen Goldtrauben, die sich sehnen nach Winzer und Winzermesser. Zur Sehnsucht selber wird mein Ueberreichtum, und sehnende Hände streckt er aus nach den Menschenkindern, daß sie kommen und ihn berauben. Was ich dem Leben versprach, ich will es ihm halten: Wieder und immer wieder will ich es haben, und die Herrlichkeit der ewig Lebendigen soll die Erde füllen.“

Als ich so zu Zarathustra geredet hatte, schloß ich meine Augen und lag still, wie ein Schlafender. Da verließ mich der Held, und im Traume nahte sich mir der Ueberheld. Auf leisen Sohlen ging da Zarathustra hinab zu den Menschen, und auch mein Adler und meine Schlange ehrten die große Stille um mich und machten sich behutsam davon.

13. Vom König bis zum Bettler

Dionysos oder Christus? Das ist die Frage. Denn so sehr die Menschen sich der Freiheit ihres Geistes und ihrer Gottlosigkeit rühmen, immer noch lastet der schwere dunkle Schatten des ewig toten Gottes auf ihnen und raubt ihnen die Freude an ihrem Menschentum und am Leben, so daß sie nicht vermögen, das Kommen des Uebermenschen zu schaffen und die ewige Wiederkunft zu wollen.

„Auf der Erde ist nichts Größeres als ich, der ordnende Finger bin ich Gottes!", also brüllt der Staat, das kälteste aller kalten Ungeheuer. Er errät die Besieger des alten Gottes, die müde wurden in ihrem Kampf, und deren Müdigkeit noch dem neuen Götzen dient. Helden und Ehrenhafte möchte er um sich aufstellen, der neue Götze! Gern sonnt er sich im Sonnenschein guter Gewissen, das kalte Untier. Alles will er den Besiegern Gottes geben, wenn sie *ihn* anbeten, den neuen Götzen. Also kauft er sich den Glanz ihrer Tugend und den Blick ihrer stolzen Augen. In die großen Seelen raunt er seine düstern Lügen, in allen Zungen des Guten und Bösen lügt er; und was er auch redet, er lügt, und was er auch hat, gestohlen hat er's. Sprachverwirrung des Guten

und Bösen, das ist das Zeichen des Staates, wahrlich, den Willen zum Tode deutet dieses Zeichen.

„Ich, der Staat, bin das Volk," so lügt das Ungeheuer. Schaffende aber waren es, die schufen die Völker und hängten einen Glauben und eine Liebe über sie hin, und so dienten sie dem Leben. Eine eigene Zunge des Guten und Bösen, eine eigene Sprache in Sitten und Rechten schuf sich jedes Volk. Der Staat weiß nichts von Liebe, er hat den bösen Blick und ist die Sünde an Sitten und Rechten: Ein Schwert hängt er über das Volk und nennt den langsamen Selbstmord aller das — Leben. Der Staat ist eine Art Kirche, und die Kirche ist eine Art Staat: mit gestohlenen Zähnen und erschwindelten Klauen halten sie das verwesende Erbe des toten Gottes fest. Dort, wo sie aufhören, da beginnt erst der Mensch, da tönt das Lied des Lebens, da — so seht mir doch hin! Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücken des Uebermenschen?

Der Uebermensch oder der Galiläer! Freiheit und Leben oder Fessel und Tod! Wohl brüllt ihr Freiheit, all ihr Auswurf- und Umsturzteufel, vor denen sich nicht nur alte Weibchen fürchten. Staat und Kirche wollt ihr stürzen, doch allzu sehr gleicht ihr den beiden, darum haßt ihr einander so grimmig. Das Gesindel soll Herr sein; und gern hört ihr's, daß der Galiläer dem Gesindel versprach, auf goldenen Stühlen zu sitzen und die Welt zu richten. Wo ihr seid, da ist viel Schlamm und Schwamm und Höhlichtes und Eingezwängtes, das in die Freiheit will. Einen Höllenlärm macht ihr und redet von großen Ereignissen, aber die größten Ereignisse, das sind nicht unsre lautesten, sondern unsre stillsten Stunden; und nicht um die Erfinder von neuem Lärme, sondern um die Erfinder neuer Werte dreht sich die Welt. Götzensüchtig seid auch ihr, ob ihr

gleich Gott lästert. Wie den „Guten" und Gerechten", so hieße auch euch der Uebermensch Teufel. Lüstern seid ihr darnach, euren Lüsten freien Lauf zu lassen, und so nennt ihr gut böse und böse gut, und stellt den alten Götzen auf den Kopf und betet seinen Bauch und seine Beine an. Was wißt ihr von der Zukunft des Bösen! Denn wahrlich! dem Uebermenschen darf auch der Ueberdrache nicht fehlen. Auch sein Thron steht auf der Erde, doch das Herz der Erde ist von Gold, nicht von Schlamm. Lachen flattert aus ihm wie buntes Gewölke, nicht Rauch und Gurgeln und Speien.

Jeder höhere Mensch, der die ersten Teile meines Zarathustra gelesen hat, kann nur zweierlei tun: entweder er wirft sein höheres Menschentum ab und paßt sich dem Gesindel an, unter dem er lebt, weil er sonst zerbricht, oder er flüchtet zu mir und schafft den Uebermenschen. Aber keiner kam, kaum Hundert versuchten meinen Zarathustra zu lesen, nicht Einer verstand ihn. Man kann noch so klar reden und doch nicht verstanden werden. Es wurden mir unredliche Absichten zur Last gelegt, man verdächtigte meinen Charakter, und diese erbärmlichen Mittel genügten, um mir die Möglichkeit von Schülern zu nehmen, nachdem mich meine Freunde längst verlassen hatten. Doch was beklage ich mich? Die Herausgabe des Zarathustra war eine Albernheit, und ist mir, wie billig, mit Albernheiten vergolten worden, denn es ist eine Art Abgrund der Zukunft, etwas Schauerliches, namentlich in seiner Glückseligkeit. Es ist alles darin mein Eigen, ohne Vorbild, Vergleich, Vorgänger; wer einmal darin gelebt hat, der kommt mit einem andern Gesicht wieder zur Welt zurück. Das Buch hat den Fehler, zu reich, zu warm, zu leidenschaftlich zu sein: es stört die Nachtruhe. Die Probleme springen von allen

Seiten auf dich los, — es sind Worte darin, die einem Gotte noch das Herz zerreißen, es sind Erfahrungen darin, die man nur sechstausend Fuß über jeder menschlichen Drangsal macht. An diesem Werk muß einem jedes Wort einmal weh getan, es muß einen verwundet und wieder einmal tief entzückt haben: was man nicht *so* verstanden hat, das hat man gar nicht verstanden.

Ich bin der erste wahrhaft Gottlose, der erste, der von sich sagen darf: „Wer ist gottloser denn ich? er komme, daß ich mich seiner Unterweisung freue." Darum bin ich auch der erste, der weiß, was Liebe ist, denn erst von mir an wird keine Liebe mehr an eingebildete Wesen, an „Gott" verschenkt. Was konntet ihr von Liebe wissen, ihr die ihr nur die eifersüchtige Liebe kennt. Ich bin der erste, der die unendliche Liebe lehrt, die Liebe, die an keiner Welt und keiner Sünde anstößt, und neben der nicht das Scheusal Eifersucht steht. Zu mir kam sie, diese Liebe zum Leben wie ein Wunder voll goldenen Glanzes über alle Worte und Bilder hinaus, und in seligem Stummwerden sehnt sich mein Mund nach den Küssen der Geliebten. Und doch macht mich nichts glücklicher, als wenn die Menschen meine Geliebte lieben, ich überschütte die Menschen mit aller Liebe, die *sie* mir schenkt und ich sinne Tag und Nacht darüber nach, wie ich allen das einzige Weib, das je ich geliebt, noch tausend mal liebenswerter machen könnte.

Aber die Menschen können sich noch nicht erheben zu meinen Höhen, allzu gut haben sie sich im Lauf der Jahrhunderte, da sie unter dem Druck des Kreuzes standen, daran gewöhnt, das Haupt zu senken. Auch der „höhere Mensch" ist noch immer menschlich allzumenschlich. Noch sieht er meine Morgenröte nicht, noch hört er nicht das fröhliche Lachen meiner

Wissenschaft, noch öffnet er seine Tür meinem Zarathustra nicht.

Kein Mensch hat so gelitten wie ich, kein Mensch hat bis jetzt auch nur eine Ahnung von meinem Leiden. So heftig brachen sich meine Gedanken Bahn, daß ich nicht begreifen kann, daß ich nicht daran zugrunde gegangen bin. Aber das schwerste meiner Leiden war, daß ich selber an mir irre wurde, weil die Menschen mich nicht hörten. Ich wurde irre am — — Leben, ich — — litt daran.

Oh du mein Wille! Du Wende aller Not, du meine Notwendigkeit! Wie danke ich dir, daß du mich bewahrt hast vor allen kleinen Siegen! Du In-mir, Ueber-mir! Bewahre und spare mich auf zu Einem großen Schicksale! Spare mich auf zu Einem großen Siege!

Um den Einen großen Sieg zu erringen mußte ich einsamer sein, als ich jemals war, darum durfte niemand die ersten Teile meines Zarathustra verstehen, darum mußte jeder meine Werke verachten und mich zu den „Literaten" werfen. Lächerliche Kleinigkeiten mußten mir zu Hilfe kommen, denn in meinem Leben gibt es keine Zufälligkeiten: ich durfte für den letzten Teil meines Zarathustra keinen Verleger finden. Hätte ich ihn gefunden, so wäre mir ein kleiner Sieg beschieden gewesen, der Eine große Sieg, der unmittelbar bevorsteht, wäre zerbröckelt.

Jetzt, wenn ich an der Seite des Lebens als Uebermensch, als Dionysos mein tausendjähriges Erdenreich aufrichte, wenn alle Welt erkennen wird, was Höhe, was Tiefe, was Wahrheit ist, dann werden die Steine davon erzählen, daß Zarathustra Blitze vorausgeschleudert hat nach bisher unerratenen Zielen. Wer ist würdig, die Schuhriemen eines Zarathustra zu lösen? Man rechne den Geist und die Güte

aller großen Seelen in Eins: alle zusammen wären nicht imstand, Eine Rede Zarathustras hervorzubringen. In ihm, dem Jasagendsten aller Geister sind alle Gegensätze zu einer neuen Einheit gebunden. Die höchsten und die untersten Kräfte der menschlichen Natur, das Süßeste, Leichtfertigste und Furchtbarste strömt aus Einem Born mit unsterblicher Sicherheit hervor. Hier ist in jedem Augenblick der Mensch überwunden, der Begriff Uebermensch ward hier höchste Realität, — in einer unendlichen Ferne liegt alles das, was bisher groß am Menschen hieß, unter ihm.

Wenn die Diener des Dionysos beim Klang der Flöte im Tanz um den Altar des Gottes rasten und Leben, Tod und Auferstehung des ewig sich Erneuernden im Liede priesen, so nannten sie ihren Gesang Dithyrambus. Was sind ihre stammelnden Laute gegen die Dithyramben meines Zarathustra? Wer weiß mit solch göttlicher Zärtlichkeit von solch smaragdenem Glück zu jubeln, wer so zu klagen ob der Ueberfülle von Macht und Licht, die seine Sonnen-Natur zwingt, einsam zu sein?

Dergleichen ist nie gedichtet, nie gefühlt, nie gelitten worden: so leidet ein Gott, ein Dionysos. Ich habe aber auch die Antwort auf meinen Dithyrambus der Sonnen-Vereinsamung im Lichte gefunden: meine Ariadne, das Leben kam zu mir. Nur ich weiß, was Ariadne ist. Schlummernd fand ich die von den Predigern des Todes in den Zauberschlaf versenkte Jungfrau, aber der Klang meiner Lieder weckte sie auf.

Neu schaffe ich jetzt den Menschen nach meinem Bild. Ich nehme ihm das „Du sollst!“ ab und gebe ihm das „Ich will!“, eine Leiter, auf der er immer höher steigen kann, ohne an einen Gott anzustoßen. So bin ich Vernichter und Jasager in Einer Person.

Wenig wahrlich wäre es, wenn ich Blinde und Lahme heilte oder Tote auferweckte. Ich rufe sie auch nicht zu mir, ich warne sie lieber vor mir. Aber sie müssen zu mir kommen, sie können gar nicht anders, herauf müssen sie in meine Höhle zu mir, meinem Adler und meiner Schlange. Herauf müssen sie vom König bis zum Bettler. Und nicht gnädig, nicht huldvoll dürfen die Könige kommen, um mir goldene Ketten oder weiche Kleider zu bringen, nicht zu Wagen, nicht zu Pferd dürfen sie kommen, ja nicht einmal auf dem Esel, wie der Galiläer in Jerusalem einritt, sondern zu Fuß den Esel vor sich hertreibend, ohne Ritter, ohne Knechte: zwei Könige und davor Ein Esel: so will es mein Wille.

Nach meinem Werke trachte ich, nicht umsonst wurde ich, der ich bin. In einem See von himmelblauem Glück liege ich, das ich nun verschwende mit tausend Händen. Dazu sitze ich listig und spöttisch auf hohen Bergen, nicht geduldig, nicht ungeduldig, vielmehr einer, der auch die Geduld verlernt hat, weil er nicht mehr „duldet." Nicht rufe ich in die Täler hinab: „Hört! oder ich peitsche euch mit der Geißel Gottes!"

Hinaus, hinaus, meine Angel! Hinab, hinab, Köder meines Glücks! Träufle deinen süßesten Tau, mein Herzens-Honig! Beiße, meine Angel, in den Bauch aller schwarzen Trübsal!

Hinaus, hinaus, mein Auge! O welche vielen Meere rings um mich, welch dämmernde Menschen-Zukünfte! Und über mir — welch rosenrote Stille! Welch entwölktes Schweigen!

Ich liebe die Menschen, darum weise ich ihnen den Weg zu meiner Höhle; dort sollen sie sitzen und meiner harren; habe ich doch lange genug auf sie gewartet. Und der erste, der mir auf meinem Gang begegnen muß, das ist mein alter Feind, der Geist

der Schwere, der Verkünder der großen Müdigkeit, dem bis jetzt noch alle unterlegen sind, am schnellsten aber der Galiläer. Nur wenige Schritte von dem Eingang zu meiner Höhle sitzt er und ruft mir seine alte Weisheit entgegen: „Alles ist gleich, es lohnt sich nichts, Welt ist ohne Sinn, Wissen würgt!“ Und ehe ich ihm noch recht antworten konnte, da fuhr er fort: „Wer immer auch zu dir kommen mag, ich bin dabei und vergälle dir jede Freude, und wenn das Leben selbst mit dir Hochzeit feiern wollte!“ Sein Lachen aber klang so kalt, daß ich bis in die Zehen erstarrte und erfuhr, was es heißt: „Durch Lachen töten.“ Doch der Gedanke an das Leben riß mich heraus und abermals versuchte ich meinen Versucher, wie es meine Gewohnheit ist, reichte ihm die Hand und sagte zu ihm: „Ein alter Bekannter bist du mir, ein Tisch- und Gastfreund, darum darfst du am wenigsten fehlen, wenn alles zu mir kommt vom König bis zum Bettler“, und leicht, wie ein Vogel vom schwankenden Zweig auffliegt, ging ich weiter.

Da sah ich die Könige mit ihrem Esel. Friedfertig sahen sie aus und hatten alte und feine Gesichter, aber noch trugen sie Kronen und Purpurgürtel und waren bunt wie Flamingo-Vögel. Und ihre Augen leuchteten, als sie meiner ansichtig wurden, und sie sagten: „Wir halten es nicht mehr aus in der „guten Gesellschaft“, denn dort ist alles falsch und faul, also daß wir selber falsch wurden. Wir sind nicht die Ersten und müssen es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Dem Gesindel gingen wir aus dem Wege, allen diesen Schreihälsen und Schreib-Schmeißfliegen, dem Krämergestank, dem Ehrgeizgezappel, dem üblen Atem — pfui! unter dem Gesindel leben! Pfui! unter dem Gesindel die Ersten bedeuten. Was liegt noch an uns Königen!“

Da freute ich mich, als ich die Könige so reden hörte und sagte zu ihnen: „Ihr habt recht, ihr Könige, denn es gibt kein härteres Unglück in allem Menschenschicksale, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird alles schief und falsch und ungeheuer. Und wenn sie gar die letzten sind und mehr Vieh als Mensch, da steigt und steigt der Pöbel im Preise, und endlich spricht gar die Pöbel-Tugend: „Siehe, ich allein bin Tugend!" Schwer leidet die Welt noch unter ihrem tiefsten Fall, als im Jahre Eins Roms Cäsar zum Vieh herabsank und Gott selbst Jude ward. Aber geht nur weiter in meine Höhle, ihr Könige; ihr werdet dort freilich ein wenig warten müssen." Doch die Könige antworteten, überfroh, mich gefunden zu haben: „Das schadet nichts, denn was lernt man an Höfen besser, als warten? Ist doch Wartenkönnen die einzige Tugend, die uns noch blieb."

Bald nachher sah ich einen alten Mann am Wege sitzen, den tiefste Schwermut niederbeugte, und an seiner schönen, langen Hand, die immer Segen austeilte, erkannte ich in ihm den letzten Papst, der den letzten Gott in seiner letzten Krankheit zu Tod gepflegt hatte und nun allein war auf der Welt. Der sprach zu mir: „Ich suche dich, denn du bist frömmer als du glaubst. Deine Frömmigkeit selber ist es, die dich nicht mehr an einen Gott glauben läßt, und deine Redlichkeit führt dich jenseits von Gut und Böse. Siehe doch, was blieb dir aufgespart! Du hast Augen, Hand und Mund, die sind zum Segnen vorherbestimmt seit Ewigkeit. Man segnet nicht mit der Hand allein. Du sprichst dein Ja und Amen zu allen Dingen. Laß mich deinen Gast sein, denn nirgends wird es mir wohler als bei dir."

Wortlos wies ich dem alten Mann den Weg zu meiner Höhle und grübelte darüber nach, was daran

wohl Wahres wäre, wenn der Papst gesagt hatte, daß ein Gott in mir mich nicht mehr an Gott glauben ließe, da sah ich neben mir eine Gestalt so voller Häßlichkeit, daß ich nicht zweifeln konnte, den häßlichsten Menschen vor mir zu haben. Rasch blickte ich weg, um seine Häßlichkeit zu ehren. Da fühlte ich seine überströmende Dankbarkeit, die also zu mir sprach: „Du bist der Erste, der lehrt: Mitleiden geht gegen die Scham, sei es eines Gottes, sei es der Menschen Mitleiden. Zu lange hat man dem Fürsprecher der kleinen Leute Recht gegeben, der sich die Wahrheit und das Leben nannte. Und nicht bloß Recht gab man den kleinen Leuten, sondern auch Macht, und nun lehren sie: „Gut ist nur, was kleine Leute gut heißen, sonderlich das Mitleiden.“ Ueber diese alle blicke ich hinweg wie ein Hund über die Rücken wimmelnder Schafheerden wegblickt. Es sind kleine, wohlwollige, wohlwillige, graue Leute. Wie ein Reiher verachtend über flache Teiche wegblickt mit zurückgelegtem Kopfe, so blicke ich über das Gewimmel grauer, kleiner Wellen und Willen und Seelen weg. Zu reich bin ich an Großem, an Furchtbarem, am Häßlichsten, am Unaussprechlichsten. Schlimmer aber noch als die Menschen mit ihrem heilig gesprochenen Mitleiden ist mir ein Gott, der alles sieht, denn einen solchen Zeugen ertrage ich nicht. Darum mußte dieser Gott sterben, denn er kroch in meine schmutzigsten Winkel, dieser Ueberzudringliche, Uebermitleidige.“

Bis in die Eingeweide hinein fröstelte mich bei den Worten des häßlichsten Menschen, aber auch ihn sandte ich in meine Höhle, denn Ja und Amen hatte ich gesagt zu allem Großen und Lebendigen. und wahrlich! seine Häßlichkeit war ungeheuer. Viele begegneten mir noch und Vielerlei, bis ich auf den Bettler traf, der seinen Reichtum von sich warf und zu den

Armen ging, um ihnen das Himmelreich zu verkünden. Aber sie nahmen ihn nicht an. Denn die Stunde ist da für den großen, schlimmen, langen, langsamen Pöbel- und Sklavenaufstand, der wächst und wächst. Da erfaßte auch ihn der große Ekel am Menschen, und er ging zu den Kühen, um von ihnen das Wiederkäuen und In-der-Sonne-liegen und die Erlösung vom Ekel zu erlernen. Wunderlich schien er mir, aber voll Lieblichkeit, Güte und Friedfertigkeit und ich erzählte ihm von meinen Tieren, dem Adler und der Schlange und hurtig lief er da in der Richtung zu meiner Höhle.

Zu allen und zu Keinem hatte ich meinen Zarathustra geschickt. Erst war Keiner gekommen, nun kamen sie alle, wie hätte da der Eine fehlen sollen, den alle Dinge haben, der Schatten? In die fernsten und kältesten Welten war er mit mir gezogen, er hatte mit mir alles zerbrochen, was je mein Herz verehrte. Ach, wohin kam mir alles Gute und alle Scham und aller Glaube an die Guten! Ach, wohin ist jene verlogene Unschuld, die ich einst besaß, die Unschuld der Guten und ihrer edlen Lügen! Habe ich noch ein — Ziel, einen Hafen, nach dem mein Segel läuft? Aber auch ihn, den Schatten, den müden Schmetterling, sende ich hinauf in meine Höhle. Ich will noch eine zeitlang allein laufen, daß der Schatten wieder von mir weiche und es wieder hell um mich werde.

Und ich kam zu dem Baum, der mir lieb war, dem alten knorrigten, rings umarmt von der reichen Liebe eines Weinstocks, von dem gelbe Trauben in Fülle dem Wanderer entgegenhingen. Es war um die heimliche feierliche Stunde des Mittags, wo kein Hirt die Flöte bläst. Der alte Mittag selber schlief und trank einen Tropfen goldenen Glücks und lächelte im Schlafe. Da schloß auch ich die Augen, die Zeit flog mir davon, ein Hauch — ein Husch — . . . Falle

ich in den Brunnen der Ewigkeit? . . . Ein Augenblick! — — Einer Eidechse Rascheln — . . . . Trinkt wohl ein Sonnenstrahl meine Seele wie einen Tautropfen in sich? . . . Da — eine Erschütterung wie bei einem Weltenbeben! Das Leben reißt mich in seine Arme, tief schmerzt der Stich, heiß brennt der Kuß, und ich stehe am Eingang meiner Höhle vor der Schar meiner Gäste, die sich im Kreis um meinen Adler gestellt haben, der unruhig die Federn sträubt, weil er auf zu Vieles antworten soll, wofür sein Stolz keine Antwort hat. Die kluge Schlange aber hing um seinen Hals.

Da sie meiner ansichitg wurden, freuten sie sich; der eine König kam voll Ehrfurcht auf mich zu und sagte: „Als Verzweifelnde kamen wir in deine Höhle und schon sind wir unserer Verzweiflung Herr geworden. Ein Vorzeichen ist dies, daß Bessere als wir zu dir unterwegs sind: Alle Menschen der großen Sehnsucht und des großen Ueberdrusses, die nicht mehr leben wollen, wenn sie nicht von dir die große Hoffnung lernen.“ Dabei wollte der König meine Hand küssen. Doch ich wehrte ihm und sprach: „Du hast recht geredet; auf Höhere, Stärkere, Sieghaftere warte ich, als ihr seid. Ihr geht noch auf kranken Beinen, und ob ihr's wißt oder ob ihr's euch verbergt, ihr wollt geschont sein. Wie könntet ihr zu meinem Kriege taugen? Mit euch verdürbe ich mir jeden Sieg. Und mancher von euch fiele schon um, wenn er nur den lauten Schall meiner Trommeln hörte. Ihr seid nur Brücken. Zürnt mir nicht, wenn ich wie auf Stufen über euch hinweg zu meiner Höhe schreite!

Daß ihr verachtet, ihr meine Gastfreunde, das ist's was mich hoffen macht. Und daß ihr untergehen wollt, auf daß der Uebermensch komme, das ist's, was mich euch lieben macht; denn nicht Liebe will ich, wie

der Prediger der kleinen Leute, der selber vom Pöbel kam, ich will mehr. Ueberwinden sollt ihr die kleinen Leute, die heute Herren sein wollen, diese Knechtsart mit ihren kleinen Tugenden und Sandkorn-Rücksichten und ihrer ewigen Frage: Wie erhält sich der Mensch am besten, am längsten, am angenehmsten?

Glaubt nicht, daß ich euch Leidende fürderhin bequemer betten will. Immer mehr, immer bessere eurer Art sollen zu Grunde gehen! Immer schlimmer und härter sollt ihr es haben! So allein wächst der Mensch in die Höhe. Was geht mich euer kleines, vieles, kurzes Elend an? Ihr leidet noch nicht genug. Denn ihr leidet an euch, ich aber leide am Menschen.

Laßt euch nichts vorreden vom „Nächsten", wenn ihr schaffen wollt. Das ist nur für die kleinen Leute. Bei denen heißt es: Gleich und Gleich und Hand wäscht Hand! Wollt ihr hoch hinaus, so schafft für euch und braucht dazu eure eignen Beine. Euer Werk, euer Wille ist euer Nächster; laßt euch keine falschen Werte einreden. Dem Winde tut mir gleich, wenn er aus seinen Berghöhlen stürzt: nach seiner eigenen Pfeife will er tanzen; die Meere zittern und hüpfen unter seinen Fußtapfen. Gelobt sei dieser Geist aller freien Geister, der die Pöbel-Schwindhunde haßt; der lachende Sturm, der euch lachen lehrt über euch selber, wie man lachen muß. Was tut's, wenn ihr mißrietet? Wie vieles ist noch möglich! Wie reich ist diese Erde an kleinen, guten, vollkommenen Dingen! Stellt sie um euch auf! Ihre goldne Reife heilt das Herz. Und wenn es auf Erden auch Moor und dicke Trübsal gibt — wer lachen gelernt hat, der läuft über Schlamm noch hinweg und tanzt wie auf gefegtem Eise."

* * *

Einmal hatte ich zu den Menschen geredet durch den Mund Zarathustras und zweimal, und sie hatten mich nicht gehört, wie hätten sie diese Reden hören sollen? Und was hätte es geholfen, wenn sie alle zu mir gekommen wären vom König bis zum Bettler? Noch war es nicht die Zeit des großen Wendepunktes, noch war ich nicht der Herr der Erde, der da herrscht über Vergangenheit und Zukunft, über Tote und Lebendige, die alle beschlossen liegen in dem Ring der ewigen Wiederkunft, diesem furchtbarsten und wonnereichsten aller Ringe. Ewig geschmiedet an dieses Erdenleben wie Prometheus an den Felsen, aber Herr über den Tod.

Immer noch tiefer mußte ich mich in die Einsamkeit zurückziehen, immer schwerere Lasten mußte ich mir aufladen und so mußte ich den letzten Teil meines Zarathustra zunächst für mich behalten, weil auch die höheren Menschen seiner noch nicht würdig waren. Noch waren ihnen die Flügel nicht gewachsen, um in meine Höhe zu fliegen. Lüstern horchten sie noch nach den Gesängen des alten Zauberers, der ganz in den Bann des Geistes der Schwere geraten war, des Zauberers, dem auch ich einst gedient hatte, und den ich für würdig erachtet hatte, der Herr der Erde zu sein. Süßer als meine harten Reden klangen den Menschen die Töne des Mitleids, die der alt gewordene Wagner anschlug, und so nahm er mir alle d i e weg, auf die ich hätte wirken können. Was habe ich gelitten, daß ich selbst sein Gegner sein mußte!

Allzu fern, allzu groß dünkten auch den höheren Menschen meine Ziele, immer stießen sie den Kopf an die Unendlichkeit an, und so jubelten sie, als ihnen Wagner wieder den Weg zu einem Gott öffnete, und mochte es ein Gott in Eselsgestalt sein. „Lieber Gott anbeten in dieser Gestalt als in gar keiner Gestalt.“

Jetzt aber ist es Zeit, daß ich den Menschen frei heraus sage, wer der Erde Herr ist, jetzt müssen alle zu mir kommen als Brücken und Stufen zum Uebermenschen. Und dann will ich den häßlichsten Menschen an der Hand nehmen und will ihm um die Stunde der Mitternacht meine Welt zeigen und den großen runden Mond und die silbernen Wasserstürze; und jeder soll bei mir sein, der je das Leben geliebt hat und dessen Sehnsucht schrie nach dem Kleinod der Kleinode, dem Ring der Ringe. Und wenn alles still und heimlich ist und alles horcht, auch der große, kühle Mond und die Nacht selber, dann soll langsam aus der Tiefe die Mitternachtsglocke reden, die mehr erlebt hat als irgend ein Mensch. Heimlich und schrecklich und herzlich soll sie reden, seufzend und im Traume lachend, die alte tiefe, tiefe Mitternacht. Fragen soll sie und fragen: „Wer hat Herz genug dazu? Wer soll der Erde Herr sein? Wer will sagen: so sollt ihr laufen, ihr großen und kleinen Ströme!“

Was schweigt der Wind? Was ist der Mond so kühl? Ward die Welt selber reif, daß sie sterben will? Quillt nicht ein Duft zu mir von trunkenem Mitternachts-Sterbeglück? So erlöst doch die Toten! Warum ist so lange Nacht? Weckt die Leichname auf!

Da wendet sich der häßlichste Mensch zu mir, und zum ersten Mal ertrage ich seine Häßlichkeit ohne das leiseste Zucken, und rund und voll springt aus seinem Munde das Bekenntnis: „Du hast mich die Erde lieben gelehrt, um deinetwillen will ich zum Tode sprechen: War *das* das Leben? Wohlan! Noch einmal!“

Und die Mitternacht wird zum Mittag, der Galiläer steigt herab vom Kreuz, seine Wundenmale schließen sich, und lachend mit *meinem* Lachen reicht er mir den Thyrsosstab.

14. Wer soll der Erde Herr sein?

Wir blicken zurück! Zwei Jahrtausende zurück! Und vor uns steht ein Bau, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte und bis heute nicht wieder sah: Das römische Reich. Mit granitenem Selbstbewußtsein war der Untergrund zu der Arbeit kommender Geschlechter gelegt.

Ein Bild weltumspannender Macht, so stand im fernsten Winkel des Reiches jeder Statthalter und sprach sein allgewaltiges: „Ich will!" Nur noch als Schreckgespenster für den Pöbel fristeten die Götter ein kümmerliches Dasein, die bisher die Welt verteilt hatten, jetzt, da der römische Kaiser sich zum Gott erhob und die Werte neu bestimmte: „Gut ist, was meine Macht erhöht, schlecht, was sie mindern will." Doch wenn der Barbar mit der Streitart dumpf an das Tor des Reiches schlägt und sein Kriegsruf wie das Brüllen des Stiers aus Wäldern und Sümpfen dröhnt, dann antwortet ihm der scharfe Klang des kurzen Schwertes, das an den ehernen Schild rührt, und der Kommandoruf sammelt die Legionen zum Kampf. Wenn aber die Schlacht geschlagen ist, so rücken die Grenzsteine weiter und der Riesenbau hat einen neuen Pfeiler.

Doch im Schutze der Wälle und Mauern standen der Baum der Erkenntnis und der Baum des Lebens. Tausend Wege führten zu ihnen, und eine

priesterliche Schar wartete des Dienstes an den beiden. Mit heiligem Ernst achteten sie auf die kleinsten Dinge, und feinstes Gefühl für Wahrheit und Wirklichkeit war in ihnen Leib geworden. Edel war jede Bewegung, wenn sie mit ehrfurchtsvoller Scheu die reife Frucht in goldenen Korben bargen. Da wuchsen Leben und Weisheit, immer sich selbst vernichtend und neue Stufen legend, um über sich selber hinaufzusteigen.

Wie die Sonne ihr Licht in den Weltenraum verschwendet und doch jeden Tautropfen der kleinen Erde vergoldet, so gingen Ströme von Kraft und Schönheit aus von den Bäumen des Lebens und der Erkenntnis, und auch das Auge des Sklaven leuchtete, wenn der Herr an ihm vorbeischritt. Man glaubte an die große Menschenzukunft, man wollte sie, man schuf sie. Das große Ja zu allen Dingen, es lag zum Greifen da und der Wunderbau des gewaltigen Reiches sollte sich durch „ewige Dauer" beweisen, denn er war fest genug, um auch schwache Kaiser auszuhalten.

Da schlich unterirdisch in verfaulter Verlogenheit herangewachsenes verdorbenstes Gewürm heran, feige und weibisch. Das grub seine unheimlichen Gänge und Höhlen unter das Reich „von dieser Welt", um an seine Stelle das erlogene Reich „von jener Welt" zu setzen. Es zernagte die Wurzeln des Baumes der Erkenntnis, denn „was töricht ist vor der Welt", das hatte sein „Gott" erwählt. Das Mark vom Baum des Lebens fraß es, da es von „jenem Leben" sprach als dem allein wahren Leben. Blutleer wurden die herrlichen Gestalten der Priester des Lebens und der Weisheit, denn sie verschenkten ihren Ernst an eingebildete Wesen, die über den Wolken thronen sollten, und der Sklave wurde der Herr der Erde.

Aus dem Volk der Hebräer kamen sie, die Unterirdischen, aus dem Volk, das wie kein anderes gekämpft hatte, ein Zwerg gegen Riesen. Auch wenn es am Boden lag fühlte es sich noch als das Herrenvolk und herrlich war die Spannung, als es voll Lebenskraft dem Größten den Kampf ansagte. Mit Ketten beschwert hielt es doch immer in der einen Hand den Dolch, und in tiefe Gefängnisse geworfen wußte es noch einen Wächter auf hohe Warte zu stellen, der scharf nach den Zeichen spähte, die seinem Volk den Besitz des Erdenreiches verkünden sollten.

Und das Leben schaute auf den Kampf der Menschen mit der Liebe des Verachtenden, die auch den Untergang des Geliebten will, weil er ein Uebergang ist, eine Brücke zu Fernerem und eine Stufe zu Höherem. Lenkerin und Richterin und der Preis selbst des Kampfes war das Leben, und sie verteilte die Lose, wie's ihr gefiel, und keiner durfte ihr sagen: „Halt! Was machst du da?“ Mit leichtem Schwung warf der den Speer, aber er traf den Gegner in's Herz, das Leben nahm den Sieger an der Hand und setzte ihn neben sich, so daß er von nun an in olympischer Ruhe der Schlacht zusehen konnte; den stieß es mit dem Fuß zurück in's Gewühl, wenn er sich mit dem letzten Hauch seines Atems vor den Thron der Herrlichen geworfen hatte, und zu wenig war es ihr, auch nur hinzusehen, wo seine Glieder zermalmt wurden.

Da sah der Hebräer Jesus die Schmerzen seiner Brüder, und sein Herz glühte von Liebe. Er mied die Stätten des Kampfes, wo die Schwerter rot durcheinander laufen, denn er wollte nur Liebe geben, nur Liebe nehmen. So verlor er den Sinn der Erde und die Kraft des Leibes, den Tanz der Glieder und das Lachen dazu. Voll heißen Verlangens streckten die Schwachen und Kranken die blut-

leeren Hände aus nach seiner Liebe, die er in überreichem Maß an alle verschenkte, bis er selbst krank und schwach wurde, und die Gesundheit und Schönheit und das Leben nur ein Schatten und Dunst.

Stärker als alle die andern seines Volkes hatte er den Zauber des süßen Lebens gespürt. Heller hatten ihm die Vögel gesungen, als alle Sängerinnen in den Palästen der Könige, prächtiger sah er die Lilien auf dem Felde als alle Pracht Salomos. Erdgeruch war es ihm, wenn der Säemann ausging zu säen, und träumend rührte die Nacht ihm Auge und Mund, wenn der Hirt am Abend die Heerde lockte. Alle und alles hätte er an sein Herz drücken mögen, den Lachenden und den Weinenden, den Verfolger und den Verfolgten und jeden Grashalm, der sich von Sonne und Wind kosen läßt und morgen abgehauen und in's Feuer geworfen wird. Doch das Leben, die große Mörderin, die Siegerin und Unterliegerin schüttelte den Kopf, und die ungeheure Sehnsucht des Lieblichsten unter den Menschen blieb ungestillt.

Jetzt ging er in die Wüste und streifte den letzten Erdenrest von sich ab. Im tiefsten Innern schuf er sich sein eigenes Leben, dort baute er sich sein Reich der Himmel, unerreichbar für die Hand des Römers, unzerstörbar selbst für den Tod. Doch seine Liebe trieb ihn zurück zu den Menschen: er trat auf Markt und Gassen und verkündete das Eine, was not ist, er redete von seinem Schatz, den nicht Motten noch Rost fressen und von der einen köstlichen Perle, für die er alles hingegeben hatte.

Es jammerte ihn der Menschen, wie sie sich sorgten und sagten: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?“, ihm fiel das alles zu. Schall und Rauch war ihm die Pracht des Tempels, und der Kaiserthron und das ewige Rom: verschwebende Traumbilder waren es

für ihn, Luftbauten, die nicht einmal einstürzen konnten, so gar nichts waren sie.

Nur in Gleichnissen redete er, denn alles war ihm Gleichnis. Nichts berühren mit der Hand des Leibes — „Haue sie ab!“ —, es schmerzt nur und macht andern Schmerzen. Nichts besehen mit dem Auge „Reiß es aus!“ — auch der feinste Lichtstrahl tut weh. Die innere Welt, sie allein ist die wahre ewige Welt, und sie wird nur erkannt mit dem Auge der Seele, die selbst die Wahrheit und das Leben ist. Nicht widerstehen! Nicht widersprechen, auch nicht in Gedanken! Niemand, auch nicht dem Uebel! Nur lieben, das allein ist Seligkeit, denn das Reich der Himmel ist nicht hier oder da, es ist inwendig in euch, es ist überall, es ist nirgends.

Das ist die gute Botschaft, daß es keine Last gibt, die den Müden drückt, daß aller Hunger gestillt ist, und daß die Tränen von allen Augen abgewischt sind. Alles ist nur Bild, auch das Wort, das in den Gleichnissen redet. Es weist nur hin auf das Zarteste, Tiefste, das selbst von dem leisesten Hauch eines Wortes zerstört würde. Darum ist es der „Welt“ verhüllt und nur den Kindern des Lichts bekannt wie der verborgene Schatz im Acker.

Verwundert schaut der frohe Botschafter die an, die nicht an ihn glauben. Er liebt sie, aber er begreift nicht, daß sie nicht glauben wollen. Die Dinge sind ja doch alle vollkommen, verklärt, warum willst Du nicht vollkommen werden? Gott ist nicht ferne von uns, sondern bei jedem, der vollendet, ewig sein will, wie er. Wer an den Sohn glaubt, der tritt ein in das Reich der Himmel und ist beim Vater. Nicht erst über der Erde oder nach dem Tode, denn auch den Tod gibt es nicht: alles nur Bild, nur Gleichnis, nur Liebe.

So lebte, so starb Jesus. Er widersteht seinen Feinden nicht, liebt mit und in denen, die ihm Böses tun, er zürnt nicht, macht niemand verantwortlich. So ist er selig, so bei seinem Gott.

Es war umsonst gewesen, daß der Galiläer versucht hatte, das Leben in den Geist zu verflüchtigen, als Trost für Müde und Schwache, die des Daseins Schmerz und Lust nicht zu tragen vermögen. Niemand verleugnete sich, und wenn er nur den kümmerlichsten Rest von Dasein besaß, er hielt es mit Zähnen und Klauen fest. Mit Jesus lebte und starb der erste und letzte Christ. Niemand trank den Kelch, den er trank, so daß er ihm in seinen Tod gefolgt wäre, den er nicht suchte, nicht mied, den er hinnahm als Bild, als Gleichnis.

In einen Winkel hatte der Römer den jüdischen Priester geschleudert, der Herr der Erde sein wollte. Zusammengekauert saß der Zertretene da, gieriger nach Macht als je zuvor. Einen Augenblick horchte er auf, als der Galiläer an allem vorüberging, was den Menschen das Größte zu sein schien, doch als er auch an ihm, dem Priester, vorüberging, da ließ er ihn an's Kreuz schlagen. Aber als er die kleine Gemeinde des Gekreuzigten ratlos stehen sah, da horchte er lang auf. Wie? Wenn er diesen Funken entfachte zum Weltbrand? Wie? Wenn er alles Schwache, Kranke, Mißratene durch den Mund des Galiläers sammelte, wenn er sie Nein sagen lehrte zu allem Starken, Gesunden, wenn er zu dem Nein, von dem der Galiläer nichts gewußt hatte, noch seinen eigenen Haß gegen die Herren der Welt schleuderte? Mußte nicht die ungeheure Masse schließlich Herr werden? Aber niemand durfte etwas ahnen von dem Sklavenaufstand, bis der Thron des Lebens unterwühlt war, darum deckte er über sein Tun die schwärzeste Lüge: An sein eigenes Kreuz schlug er den Gali-

läer, weil der Lebende auch ihm gefährlich war, den Toten aber erhöhte er zum Gott. Der Weltenschöpfer, der Weltenherrscher, der Weltenrichter am Kreuz! Das war die Umwertung aller Werte der alten Welt, damit wurde der Sklave Herr.

Das alles tat der schlimmste aller jüdischen Priester, Paulus von Tarsus, der verlogenste der Verlogenen. Mit den süßen Worten der Liebe des Galiläers rief er alle zu sich, die das Lachen des Lebens nicht aushielten, weil sie schwach waren und schwach sein wollten, um aus Schwäche nichts zu tun. Da war ein vorsichtiges, tückisches, leises Munkeln und Zusammenflüstern aus allen Ecken und Winkeln. Eine zuckrige Milde klebt an jedem Klang. Die Schwäche wird zum Verdienst umgelogen, die Ohnmacht, die nicht vergilt, zur Güte, die Unterwerfung vor denen, die man haßt, zum Gehorsam gegen „Gott", das Wartenmüssen, das An-der-Tür-stehen zu Geduld, zu „Tugend". Elend sind sie, die Munkler und Winkel-Falschmünzer, ob sie schon warm bei einander hocken und sagen, ihr Elend sei eine Auszeichnung Gottes, eine Prüfung, die dereinst mit ungeheuren Zinsen ausgeglichen werde. Diese Kellertiere voll Rache und Haß wollen unsterblich sein und die Herren der Erde richten, aber nicht aus Rache, sondern um der Gerechtigkeit willen, weil sie die Guten und Gerechten sind. Das nennen sie das Kommen ihres Reiches. Einstweilen aber leben sie „im Glauben", „in der Liebe", „in der Hoffnung".

Hier spann sich das Netz der bösartigsten Verschwörung, der Verschwörung der Leidenden gegen die Wohlgeratenen und Siegreichen, denn nicht von den Stärksten kommt das Unheil für die Starken, sondern von den Schwächsten. Die Kranken sind die größte Gefahr für die Gesunden. Die Verunglückten, Niedergeworfenen, Zerbrochenen vergiften unser Ver-

trauen zum Leben. Alles ist bei ihnen klein, verlogen, süßlich; eine schleimige demütige Ergebung schwimmt in ihren Augen, sie wandeln wie leibhaftige Vorwürfe, als ob Stärke, Stolz und Machtgefühl lasterhafte Dinge seien, für die man dereinst büßen müsse. Immer suchen sie Schleichwege, um über die Starken zu herrschen. Einen stillen Kampf führen sie mit tückischem Dulder-Mienenspiel, mit edler Entrüstung, um all ihr eigenes Elend den Gesunden in's Gewissen zu schieben, bis diese eines Tages sagen: „Es ist eine Schande, glücklich zu sein! es gibt zu viel Elend auf der Welt!“

Weil zu Zeiten der Schlamm auf dem Thron Roms saß, glaubte man, der Niedrigste sei mehr wert, als der Mächtigste, und ein Bild Gottes brach sich Bahn, das möglichst entfernt war von aller Macht: Der Gott am Kreuz. Durch den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit wurde alles Mißratene und Kranke geschützt und zur Fortpflanzung statt zur Selbstvernichtung ermutigt. Alle Schwachen verstanden, daß sie am längsten erhalten blieben, wenn sie sich zur Heerde zusammenschlossen. Den Starken aber überredeten die Priester mit heimlicher Verleumderberedsamkeit, daß der Mensch als Heerdentier das Ziel alles Lebens sei. Und es gelang ihnen, die schlechten Stunden und Müdigkeiten der Stärksten auszunützen, so daß sie an Sünde und Schuld glauben lernten. Ihre vornehmen Sinne wurden gemein gemacht und vergiftet, und sie nahmen die „Heilmittel“ des Priesters, Buße und Ergebung und kehrten so ihre Kraft, ihren Willen zur Macht gegen sich selbst, und der Starke fiel durch den Starken. Alles wurde klein, alles gleich, alles eben: Roms Mauern stürzten um, der Thron des Lebens versank und nur die schwarze Gestalt des Priesters und das Holzkreuz überragten das Trümmerfeld. Ueberall dumpfer Bet-

brüdergeruch, verlogene Demut von „Auserwählten“, unsinniger Dünkel in kleinen törichten Muckerköpfen, Heerdenglück.

Und als nach Jahrhunderten der Prophet die Religion der Kraft und des Schwertes verkündete und seine Scharen durch die Welt führte, da heftete sich der Ritter das Kreuz auf Panzer und Schild und schlug den „Ungläubigen“ zu Boden, gelockt von der Beute und dem Versprechen des Priesters auf Lohn im Jenseits. Der Ritter unter dem Kreuz! Und niemand hatte Augen für die unheimliche Verlogenheit dieses Schauspiels, bis ich kam, um auch die Blinden sehend zu machen.

Doch leise regte sich dionysisches Leben in dunkelster Zeit, bis der alte Geist neu erstanden brausend durch die Lande fuhr und mit seinem Feuer das morsche Holz des Kreuzes verzehrte; da wurde der Bauer der Herr der Erde, stürzte den sichtbaren Gott von seinem Thron und lehrte die Menschen wieder zum unsichtbaren: „Lieber Vater“ sagen. Aber dieser Gott verflog in ein Nichts mit samt seinem Himmel, und schrankenlos gießt der brodelnde Menschenvulkan Asche und Schlamm über die Gefilde des Lebens. Doch wenn ich einst fragte und fast an der Frage erstickte: „Hat das Leben auch das Gesindel nötig?“ so antwortet mir heute gleich Blitzen mein eigenes Lachen, wenn ich fragen wollte: „Soll das Gesindel Herr der Erde sein?“



15. Der gekreuzigte Dionysos

Bin ich Mensch? Bin ich Gott? Flog ich nicht wie ein Pfeil der Sonne zu in trunkenem Entzücken? Hielt ich nicht die Welt in der Hand und wog sie? Aller Dinge Grund und Hintergrund habe ich geschaut. Ueber mich selber bin ich gestiegen, hinan, hinauf, bis ich auch meine Sterne noch unter mir hatte. Ja auf mich selber und meine Sterne habe ich herabgesehen, das erst hieß mir Gipfel. Und den Geist der Schwere habe ich noch mit mir hoch getragen, weil ich versucht sein wollte. Höhnen sollte er mich und zu mir sagen: „Zu hoch hast du dich geworfen, auf dich selber wirst du zurückfallen: der Ekel am Menschen wird dich zugrund richten"; doch als er mir in den Schlund kroch, der große Ekel am christlichen Herdentier, da biß ich der schwarzen Giftnatter den Kopf ab, spie ihn weit von mir und lachte wie noch kein Mensch gelacht hat; wie nur ein Gott lachen kann. All meine Sehnsucht nach Lachen stillte ich, und so wurde ich zum Welterlöser. Durch Lachen tötet man, durch Lachen erlöst man. Der Mensch ist das einzige Tier, das lachen kann, weil keins so die Schmerzen empfindet wie er. Und ich habe alle Leiden der Menschheit durchgekostet, wie nie jemand zuvor, darum habe ich das Lachen in die Religion aufgenommen, ich der erste große Lehrer des Lachens.

Bin ich älter geworden oder jünger, seitdem ich begann, mir mein Leben zu erzählen? Was geht mich, den Verkünder der ewigen Wiederkunft die Zeit an? Die Frage, wer ich bin, habe ich für alle Ewigkeit gelöst. Es gab nie einen wichtigeren Augenblick in der Geschichte: Ich reiße die Menschheit in zwei Stücke: Man rechnet mit der Zeit vor mir, man rechnet mit der Zeit nach mir.

Eiskalte Schauer laufen mir über den Leib, wenn ich meine Hand ansehe, denn in dieser Hand liegt das Schicksal der Welt. Diese Hand hat entschieden, was Wahrheiten sind. Diese Wahrheiten treten in den Kampf mit der Lüge von Jahrtausenden, und es wird Kriege und Erdbeben und Versetzung von Berg und Tal geben, dergleichen nie geträumt worden ist. Ich bin kein Mensch, ich bin ein Verhängnis. Ich sprenge alles Bisherige in die Luft. Ich bin bei weitem der furchtbarste Mensch, den es bis jetzt gegeben hat. aber ich bin auch der wohltätigste. Das höchste Böse und die höchste Güte gehören zusammen. Das habe i ch entdeckt. Das ist mein Leben: alle Lust und aller Schmerz zusammengeschüttet, und ich immer oben auf, immer darüber, auch über mir.

Ich verneine die „Guten“. Denn der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden. Die Guten haben mir den großen Ekel am Menschen bereitet, von ihnen schwebte ich weg in ferne Zukünfte. Ich verneine die christliche Moral, von der bisher alle Denker beherrscht waren. Sie merkten es gar nicht. Ich habe überhaupt erst die christliche Moral entdeckt. Mein Blitz traf gerade das, was bisher am höchsten stand. Ich habe die Wertlosigkeit alles dessen entdeckt, was man bisher verehrt, heilig gesprochen hat. Ich verneine, was die Liebe zum Leben verneint, was sich am Leben rächen will, was an der Erde frevelt,

was nach einem andern Leben schielt. Ich verneine, was schwach, krank und mißraten ist.

Der unheimlichste aller Gäste steht vor der Tür: Die vollkommene Leere, das Nichts. Alles sinnlos, alles wertlos, nichts wünschbar, alles falsch. Alles zersetzt sich, die Erde rollt ins Unbekannte, in die ewige Nacht. Ueberall Feigheit, Weichlichkeit, Widernatur. Die besten Dinge sind verlästert worden, weil die Schwachen und Zügellosen ein schlechtes Licht darauf warfen.

Was habt ihr aus dem Menschen gemacht, ihr Weltverdüsterer! Alle Kraft habt ihr ihm genommen, bis ein müdes, krankes Herdentier übrig blieb. Ich bin gekommen, ihn wieder gesund zu machen, ihm die Weisheit zu bringen und das Leben. All die Schönheit und Erhabenheit, die wir den wirklichen und eingebildeten Dingen geliehen haben, will ich zurückfordern als Eigentum und Erzeugnis des Menschen. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Liebe, als Macht, o über seine königliche Freigebigkeit, mit der er die Dinge beschenkt hat, um sich zu verarmen und sich elend zu fühlen!

Ja, meine erlösende Stunde kam mir, jene Herbst-Stunde der Reife, wo ich tun muß, was ich nicht einmal wollte, wo mir die Tat, vor der ich mich am meisten gefürchtet hatte, leicht und ungewollt wie ein Geschenk vom Baum fällt. Ich bin da, der große Erlöser von dem Fluch, den das Christentum auf die Menschheit gelegt hat, ich bin da, der Erlöser vom Ekel, vom Willen zum Nichts, ich, der Besieger Gottes, der Besieger des Nichts, der den Willen wieder frei macht, der Erde ihr Ziel, dem Menschen seine Hoffnung wiedergibt. Ich bin es, der den Menschen rechtfertigt, der ihn heraufreißt an's Licht und zur goldenen Stunde des Siegs. Hat der Galiläer die

Welt Jahrtausende beherrscht mit seinen Kranken und Mißratenen, wie sollte mir nicht die Zukunft gehören, der die Starken um sich sammelt und die Gesunden? Die Hand fest am Steuer! Wir fahren über alle Krankheit hinweg!

Eine ungeheure Licht- und Farbenleiter tut sich vor meinem Auge auf, und ihre Spitze reicht über den Himmel hinaus. Meine Kraft strömt über, mein Leib vergöttlicht sich. Ich bin der wiedererstandene Dionysos, ewig werde ich zerstückelt, ewig wiedergeboren. Ich bin die Weisheit und das Leben. Kommt alle zu mir und schöpft aus meinen Quellen! Ich sehe hinauf! Dort rollen Lichtmeere: o Nacht, o Schweigen, o totenstiller Lärm! Ich sehe ein Zeichen, aus fernsten Fernen sinkt langsam funkelnd ein Sternbild gegen mich.

Höchstes Gestirn des Seins!
das kein Wunsch erreicht,
das kein Nein befleckt,
ewiges Ja des Seins,
ewig bin ich dein Ja.

Ich habe es härter gehabt als irgend ein Mensch, so wollte ich es. Kein anderer hätte sich so etwas zumuten dürfen: er wäre unfehlbar daran zerbrochen. Ein tiefer Mensch braucht Freunde, es sei denn, daß er seinen Gott noch hat, ich aber habe weder Gott noch Freunde. Zehn Jahre erreichte mich kein Tau der Liebe. Es gab düstere Stunden, wo mich schwarze Verzweiflung ergriff, aber die ungeheure Aufgabe, die jetzt vor mir steht, stieg immer deutlicher aus dem Nebel heraus. Ich war so einsam, daß jede unwillkürliche Berührung mit Menschen nur neue Verwundungen brachte, aber wie sollte es anders

sein, wenn ich alle Werte umwerten wollte, umwerten mußte?

Viele Jahre wartete ich, daß mir ein großer Geist über den Weg liefe: ich wartete umsonst. Da schuf ich mir meinen Zarathustra und den Uebermenschen und die ewige Wiederkunft. Und jetzt sehe ich die Menschen kommen, die mit mir meine Feste feiern, die Feste des Lebens und der Zukunft. Aus ihnen muß immer wieder der Uebermensch kommen, der die Menschen umschafft nach seinem Bild. Nach dem Uebermenschen soll sich die Liebe auch der Geringsten sehnen, weil alles andere seine Liebe nicht stillen kann. Um des Uebermenschen willen liebt einer den andern, um ihn schlingt sich der große Schleier des Werdens, und über ihm steht seine Sonne im Mittag.

Ich habe auf jeder Sprosse der Leiter gestanden, die zum Uebermenschen führt; und die Welt beginnt zu ahnen, wer ich bin. Von allen Seiten bekomme ich Huldigungsschreiben in meine Residenz Turin. Hier bewohne ich ein kleines Zimmer mit dem Blick auf den Platz Carlo Alberto; und hier bleibe ich auch, wenn alle Welt weiß, daß ich der erste Name auf der Erde bin. Schon merken es auch die Kleinen, obwohl ich der anspruchsloste Mensch bin und nichts verlange. Wenn ich in ein großes Geschäft komme, verändert sich jedes Gesicht, die Frauen auf der Straße blicken mich an, meine alte Höckerin legt für mich das Süßeste an Trauben zurück und hat den Preis ermäßigt. Meine Kellner glänzen von Feinheit und Entgegenkommen, ich bekomme das Ausgesuchteste in der ausgesuchtesten Zubereitung. Sechs Tage arbeite ich, am siebenten feire ich meine Siege: Müßiggang eines Gottes am Po entlang.

Ich werde mich den Menschen vollkommen offenbaren, wie es bis jetzt noch kein „Gott“ versucht hat. Ich bin der Wille zur Macht und nichts außerdem.

Mein Leben erzähle ich ihnen, wie ich es mir erzählt habe. Mit einem Schlag wissen Millionen in allen Völkern, wer ich bin. Doch wozu noch Zeit verlieren? Ich wähle den kürzeren Weg. Sonst werden sie nicht an mich glauben ... Sie sollen nicht an mich glauben! Als Uebermensch, als Ueberdrache will ich ihnen kommen! .. Kreuzigungen wollen die Menschen haben, Kreuzigungen.... Nur weil er sich kreuzigen ließ, glaubten die Menschen an den Galiläer. Und dabei ist er nicht einmal vom Kreuz herabgestiegen....

Wo ist das Leben, das ich zur Hochzeit führen sollte? Als Uebermensch sollte ich ihm wiederkehren. Wenig wäre es mir, Uebermensch zu sein. Ich sehe das Leben und alle Uebermenschen unter mir. Ein neues Lied singe ich: Die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich. Hört ihr die Hammerschläge? Man nagelt mich ans Kreuz! Stoßt in die Posaune! Der große Mittag ist da, der lachende Löwe kommt ... Dionysos ist auferstanden, ich, der gekreuzigte Dionysos!

* * *

In den letzten Dezembertagen des Jahres 1888 fiel Friedrich Nietzsche bei einem Ausgang in der Nähe seiner Wohnung in Turin zu Boden, ohne daß er sich wieder zu erheben vermochte, bis er von seinem Wirt gefunden und in sein Zimmer gebracht wurde. Fast zwei Tage lang lag er ohne zu reden und beinahe ohne sich zu rühren. Als er wieder zu sich kam, zeigten sich die Anfänge geistiger Umnachtung, doch ging er noch aus. Sein Freund, der Theologieprofessor Overbeck in Basel, beunruhigt

durch Briefe, die mit „Dionysos" oder „der Gekreuzigte" unterschrieben waren, kam Anfang Januar nach Turin und brachte den Kranken in eine Anstalt in Basel. Um den geliebten Sohn in der Nähe zu haben, übergab ihn die Mutter einer Heilanstalt in Jena, von wo sie ihn ein Jahr später zu sich nach Naumburg holte. Sie pflegte ihn bis zu ihrem Tod im Jahr 1897 aufs liebevollste. Dann nahm ihn seine Schwester nach Weimar, wo im August 1900 ein Schlaganfall den Rest seines Geistes lähmte.

Geschaffen hat er seit seiner Erkrankung nichts mehr, und selbst seine nachgelassenen Werke wären ohne die Fürsorge seiner Schwester kaum erhalten geblieben.

Inhalt

Romane, Novellen

Gutti Alsen, Die Mutter. Roman . . . . 15 M.
Gutti Alsen, Die Abseitigen. Novellen . . 15 „
Peter Backes, Das Eiland der Einsamkeit. Novellen . . . . 5 „
Kurt Bock, Es ist ein Reis entsprungen. Novelle vom Kinde. Mit 8 Originalholzschnitten 10 „
Kurt Bock, Berufung des Weltflüchtigen. Prosa, Szenen, Verse . . . . 10 „
Elisabeth Böhmer, Federzeichnungen. Bilderbuch ohne Bilder . . . . 20 „
Clementine Bonitz, Schicksale. Novellen . 10 „
Clementine Bonitz, Mein ist die Rache. Roman . . . . 15 „
Clementine Bonitz, Kampf und Sieg. Roman . . . . 25 „
Ernst August Düweke, Das Hohelied für Helga. Novelle . . . . 5 „
Franz Alfons Gayda, Stern-Nacht im All. Legenden und Psalmen . . . . 10 „
Manfred Georg, Die verlorene Nacht. Novellen . . . . 10 „
Annemarie Hannemann-Lüters, Märchen . . . . 10 „
Richard Hirsch, Fernab der Straße. Bilder aus stillem Land. Novellen und Gedanken . 12 „
Helene Luise Jakubowsky, Die drei Mädel von der Sonnenburg. Roman, illustr. . 8 „
Gertrud Kluge, Die Wunderblume. Roman 10 „
Hermann R. Lichtenegger, Im Rauschen der Ewigkeiten. Novelle . . . . 6 „
Franz Nehyba, Liebe! Novellen . . . . . 15 „
Otto Oßwald, Ein Spiel von Vielen unterm Himmel. Roman . . . . 20 „
Gerhard Preißer, Opferungen. Legendäres Spiel . . . . 8 „
Paul Rogal, Wie Gott den ersten Sänger schuf. Märchenroman . . . . 8 „
Otto Schwock, Im Atem der Erde. Skizzen 6 „

Karl Sternau, Im Narrenhaus. Humorist. Zeitroman . . . . 12 M.
Karl Ernst Theodor, Julius Caesar Vanini. Drama . . . . 20 „
Erich Worbs, Musik der Berge. Märchen . . 2 „

Lyrik

Severin Baranowski. Dornenpfad und Sternenziel . . . . 12 M.
Else Becker, Gedichte . . . . 6 „
Rolf Berg, Der Regenbogen. Gedichte an eine Frau . . . . 12 „
Oscar Ludwig Brandt, Helle. In Seide 100 M. In Mappe . . . . 12 „
Oscar Ludwig Brandt, Häupter und Hämmer. In Leder 100 M., geh 10 M., geb. . 12 „
Oscar Ludwig Brandt, Gustav Falke. Eine Würdigung. Illustr. . . . . 3 „
Ine Bösenberg, Der rosenrote Garten . . 7,50 „
Paul Daßke. Der weiße Vogel . . . . . . 6 „
Bruno Dohrin, Vom Erleben der Seele . 14 „
Anna Marie Gätcke, Gedichte . . . . . . 8 „
Richard Hirsch, Mensch sollst du sein! . . . 15 „
Otto Klein, Der kommende Tag . . . . . 6 „
Julius Kühn, Seraphische Legende. Gedicht an eine Tänzerin . . . . 15 „
Werner Lürmann, Vor der nur angelehnten Pforte . . . . 10 „
Jean Moréas, Die Stanzen. Deutsch von Rolf Freiherrn von Ungern Sternberg. (300 Ex. num. u. sign.) . . . . 50 „
Herbert Rehm, Wir sind ein Meer . . . . 10 „
Thomas Wilhelm Reimer, Dein Bilderbuch . . . . 15 „
Elmar Schoene, Volker von Alzeys Gesänge 15 „
Walter Vogel. Mein Garten im Frühling . 10 „
Walter Vogel, Grete . . . . 10 „
Erich Worbs, Das Herz der Landschaft . . . 1,50 „
Der Stille Hain. Eine jung-schwäbische Anthologie 10 „

Romantische Bücherei „Der Strahlenkranz“

F. W. Wackenroder, Das Märchen vom nackten Heiligen.
Erwin Reiche, Der Schrei der Stille. Szenen.
Johannes Schlaf, Gedichte in Prosa.
Je 250 Ex. fein geb., auf Bütten; je 18 M.

Die Bücher der Artusrunde

Julius Kühn. Der Garten Gottes. Legende.
Walther Eidlitz, Bettina. Szene.
Erich Worbs, Das nächtliche Golgatha. Drei Spiele.
Paulrichard Hensel, Gespräche zur Nacht. Gedichte.
Otto Michel, Der Kranz des Jahres. Gedichte.
Franz Cingia, Die weiße Seele. Gedichte.
Harro Relfferd, Der Weg nach Avalun. Eine Parzivalenfahrt.
Jost Adrian Seyffarth, Pilgrim Seele. Zyklus.
Alexander Stark. Höhenheimkehr. Gedichte.
Karl Lorenz-Wandsbek, Das Buch der weißen Liebe.
Richard Hirsch, Ich bin so jung. Gedichte.
Willy Schühle, Karfreitagsnacht. Passion.
Willy Blumenthal, Rausch und Abgrund. Sonette.
Thomas Wilhelm Reimer, Die Gabe des Leids. Sonette.
Otto Schwock, Silberne Schwingungen. Gedichte.
Aenny Schmidt-Fanmiller, König Alarich. Aus dem Tagebuch einer Frau.
Juga Russell, Don Juan. Ein Zyklus.
Elsabeth Meinhard, Der Spiegel. Ein Zyklus.
Friedrich Max Roeber, Das Buch der silbernen Waldesquellen. Einsame Gesänge.
Hellmut von Schweinitz, Vom lachenden Leid. Gedichte und Skizzen.

Je 200 num. u. sign. Ex., Großquart mit Holzschnitt-Titel. in Worpsweder Handdruckpapier geheftet. Je 20 M.

Romantik. Eine Zweimonatsschrift. Vereinigt mit „Der Hain". Herausgeber: Kurt Bock und Erich Worbs. Jahresbezug 12 M.

Das neue Buch Berlin, Januar 1920: „— mit seltenem Freisinn geleitet, hat sie einen Ehrenplatz errungen. So wird sie ihren Zauber auf die nach Erhebung Ausschauenden ausüben —"

Mitarbeiter: W. Bonsels, E. Dauthendey, W. Eidlitz, H. Eulenberg, C. Flaischlen †, H. Franck, W. Harlan, G. Hauptmann, C. Hauptmann †, H. Hesse, K. Heynicke, M. Jungnickel, G. Kaiser, H. Kasack, E. Lissauer, Th. Mann, B. v. Münchhausen, G. Sack †, J. Schlaf, W. v. Scholz, W. Seidel, O. Walzel, Br. Wille usw. usw.

Gegründet 1918, gefördert vom Lob der Kritik, getragen vom Geist einer Zeit, die auf Verinnerlichung drängt, wird die Zeitschrift wachsend und reifend gegen jeden Materialismus kämpfen und der neuen Romantik, einer reinen Dichtung dienen. Sie vereint führende Dichter und drängende Jugend in ihren besten Werken, in Gedicht, Novelle und Szene, auch sichtet sie im kritischen Anhang unter neuen Büchern und Bestrebungen. Wie sie voller Stolz auf die geleistete Kulturarbeit zurückschaut und weiß, daß sie starken Anteil hat an der romantischen Renaissance, so wird sie auch in Zukunft ihrer inneren ideellen Pflicht gerecht werden und darf auf einen stetig größeren Freundeskreis hoffen!


Princeton University Library
32101 068388592

